

# Notlagen **und** Hilfen



1977 wurde die Ambulante Hilfe e.V. in Stuttgart gegründet. Bis dahin gab es für Wohnungslose Menschen als einziges Hilfsangebot nur vollstationäre Wohnheime mit Vollverpflegung und Vollversorgung.

Der durch die Ambulante Hilfe e.V. eingeführte Hilfeansatz unterstützt dagegen ambulant nur die Bereiche eines Menschen, die Hilfe benötigen und fördert die verbliebenen Selbsthilfekräfte.

Grundprinzip ist also Hilfe zur Selbsthilfe. Dieser ambulante Hilfeansatz ist mittlerweile bundesweit Standard in der Arbeit mit Menschen in Armut und Wohnungsnot.

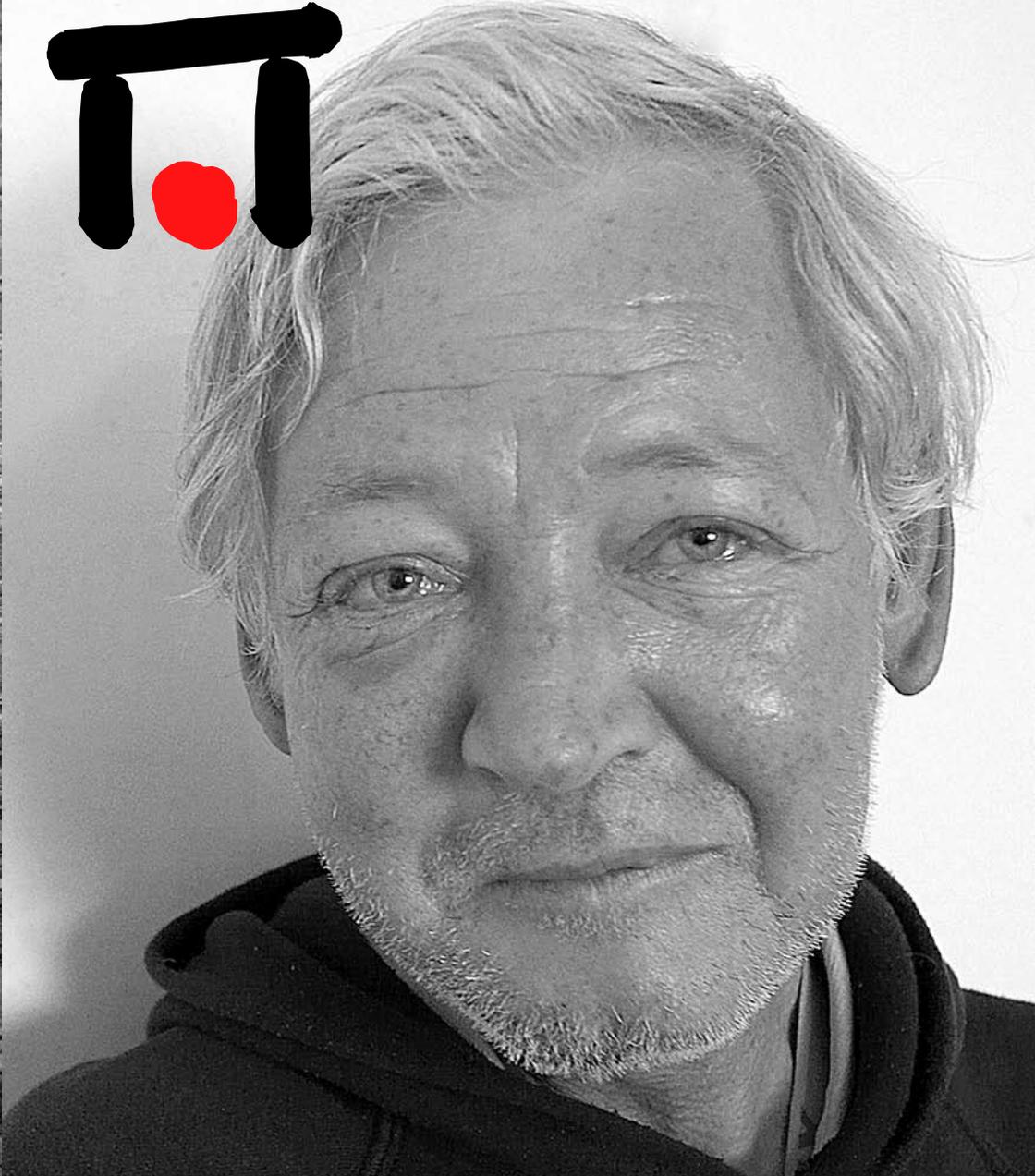
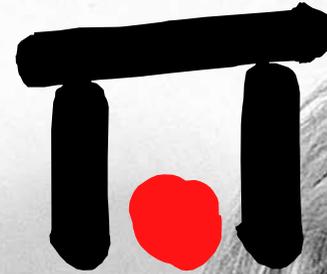
Wie unterschiedlich die Notlagen und damit der Hilfebedarf verschiedener Menschen sein kann, wird im ersten Teil dieser Broschüre gezeigt. Es werden hier Fallbeispiele aus den Arbeitsberichten der Ambulanten Hilfe e.V. wiedergegeben.

Im zweiten Teil werden die Hilfeangebote der Ambulanten Hilfe vorgestellt:

Eine regionale Fachberatungsstelle, eine Beratungsstelle für Frauen, eine Tagesstätte, ein Streetworkprojekt, eine teilstationäre Einrichtung, betreutes Wohnen für Männer, betreutes Wohnen für Frauen, sowie die Anstrengungen der Ambulanten Hilfe Stuttgart e.V. im sozialen Wohnungsbau.

ISBN 978-3-00-021667-1

**Ambulante Hilfe Stuttgart e.V.**



30 Jahre Arbeit für Menschen in Armut und Wohnungsnot

***wir sind auch inter-nett:  
www.ambulantehilfestuttgart.de***

Herausgegeben vom MitarbeiterInnenteam der  
Ambulanten Hilfe e.V.

Kreuznacher Straße 41a  
70372 Stuttgart  
Tel: 0711/ 520 45 45-0  
Fax: 0711/ 520 45 45-40  
Mail: ambulante.hilfe@gmx.de  
www.ambulantehilfestuttgart.de

Spendenkonto:  
Sparda Bank Stuttgart eG  
Kontonummer: 120 000  
BLZ: 600 90 800

Gestaltung und Fotos: Manfred E. Neumann  
Druck: GuS Druck Stuttgart  
1. Auflage 2007 : 4000 Stück

**ISBN 978-3-00-021667-1**

**Schutzgebühr: 5,00 Euro**

**Die abgebildeten Personen und Situationen  
sind beispielhaft und entsprechen nicht  
immer der im Text dargestellten Situation.**

**Diakonie** 

Im Jahr 1977 wurde der Verein Ambulante Hilfe e.V. in Stuttgart gegründet. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es für Wohnungslose Menschen als einzige Hilfeangebote ausschliesslich vollstationäre Wohnheime mit Vollverpflegung und Vollversorgung.

Der durch die Ambulante Hilfe Stuttgart eingeführte Hilfeansatz unterstützt ambulant nur die Bereiche eines Menschen, die tatsächlich Hilfe benötigen. Er fördert die verbliebenen Selbsthilfekräfte und basiert damit auf dem Prinzip Hilfe zur Selbsthilfe.

Dieser ambulante Hilfeansatz ist mittlerweile bundesweit Standard in der Arbeit mit Menschen in Armut und Wohnungsnot.

Eine Wohnung ist nicht alles, aber ohne Wohnung ist alles nichts. Diesem einfachen aber um so treffenderen Leitsatz folgend baute die Ambulante Hilfe e.V. von Beginn an Wohnungen aus Mitteln des sozialen Wohnungsbauens. Daher sind wir besonders stolz darauf, mittlerweile ca. 100 Wohnungen an Menschen vermieten zu können, die ansonsten wenig Chancen auf dem Wohnungsmarkt hätten. Das dreißigjährige Bestehen der Ambulanten Hilfe Stuttgart e.V. ist der Anlass die Lebensumstände der Menschen, mit denen wir arbeiten und für die wir da sind, sowie die Hilfeangebote, die wir bereithalten in der vorliegenden Übersicht zu zeigen.

## **Notlagen und Hilfen**

Wie unterschiedlich die Notlagen und damit der Hilfebedarf verschiedener Menschen sein kann, wird im ersten Teil dieser Broschüre vermittelt.

Es werden hier Fallbeispiele aus bereits erschienenen Arbeitsberichten der Ambulanten Hilfe e.V. wiedergegeben.

Im zweiten Teil werden die Hilfeangebote der Ambulanten Hilfe vorgestellt: Eine regionale Fachberatungsstelle, eine Beratungsstelle für Frauen, eine Tagesstätte, ein Streetworkprojekt, eine teilstationäre Einrichtung, betreutes Wohnen für Männer, betreutes Wohnen für Frauen, sowie unsere Anstrengungen im sozialen Wohnungsbau. Nicht zu vergessen die Koordination und Mitgestaltung in der Sozialplanung der Stadt.

Wir bitten zu beachten, dass einige Artikel noch zu Zeiten vor der Hartz IV Gesetzgebung geschrieben wurden und sich daher auf das alte Bundessozialhilfegesetz beziehen.

Die geschilderten Notlagen und Hilfeverläufe, sowie die beteiligten Hilfeangebote geben dessen ungeachtet einen sehr guten Einblick in die tägliche Arbeit und die verschiedenen Hilfeangebote der Ambulanten Hilfe Stuttgart e.V.



## Teil 1 : Notlagen

- 7 drei Jahre im Zelt
- 10 Ich bin so aus dem Dreck raus,  
wie so eine kleine Blüte hoch
- 13 Früher arbeitete er als Steward
- 18 ..durch jahrelanges Bivakieren war die  
Gesundheit von Frau H. schwer angeschlagen
- 22 Herr E. erinnert sich
- 24 der lange Weg zur eigenen Wohnung
- 26 jetzt nennen sie mich wieder den Sieger!
- 28 Günther M. \*5.11.1963 † 19.03.2000
- 32 der Alkohol wurde zum verhassten,  
weil beschämenden Begleiter
- 34 Wohnungsnotfallpoesie
- 36 die Menschen in seiner Umgebung wussten nichts  
von seiner Lage
- 40 .. nach einem Jahr sinnlosen Besaufens, besann  
ich mich auf meine Fähigkeiten
- 42 der Anfang sah nach einem Routinefall aus
- 46 der Hausbesuch
- 50 mit der Zeit entstanden Mietschulden
- 52 Not macht erfinderisch
- 54 Ordnung ist das halbe Leben
- 58 ein unspektakulärer Fall

- 62 Blacky
- 64 mit der Zeit bekam die Wohnung ein  
ahnsehliches Gesicht
- 68 wohnungslose Frauen sind oft auch Mütter
- 70 Hilfeprozeß bei einem 30jährigen, geschiedenen,  
nicht suchtmittelabhängigen

## Teil 2 : Hilfen

- 72 die Fachberatungsstelle
- 82 die Zentrale Frauenberatung
- 84 betreutes Wohnen für Frauen
- 86 das Café 72
- 94 die teilstationäre Einrichtung Tunnelstraße 18
- 100 sozialer Wohnungsbau
- 104 Projekt Streetwork
- 116 persönliche Hilfen im Individualwohnraum  
- Betreutes Wohnen
- 120 Socken und Sockel
- 122 das Team



Herr Keuner konnte im Dezember 1999 seine Miete nicht mehr bezahlen, da ihn die Umzugsfirma, bei der er arbeitete, mangels Aufträgen, nur noch selten beschäftigte.

Ordentlich wie er ist, räumte er an Weihnachten 1999 seine Wohnung leer und gab dem Vermieter den Schlüssel ab.

Er erinnerte sich, dass er bei einem Fahrradausflug, den er im vergangenen Sommer am Neckar unternommen hatte, eine abgelegene Stelle entdeckt hatte.

Also lud er ein kleines Zelt und einige Kleidungsstücke auf sein Fahrrad, fuhr zu der Stelle und richtete sich dort ein.

Die Wohnstelle war gut gewählt. Direkt neben dem Fluss erhebt sich ein kleiner Hügel nur zwei Meter hoch. Völlig zugewachsen mit Gestrüpp und Dornenbüschen. Darauf ist eine Mini-Lichtung, die Herr K. soweit vergrößert hat, dass sein Zelt und das Fahrrad Platz finden. Obwohl ein stark benutzter Weg und auch der große Neckar in unmittelbarer Nähe sind, konnte der Platz nicht eingesehen werden.

Also blieb Herr K. unentdeckt. Zumindest in den nächsten zwei Jahren. Er lebte von dem Geld, das er verdiente, weil er ja weiterhin, wenn es Arbeit gab, als Möbelpacker arbeitete. Von seinen Kollegen wusste niemand, wie er wohnte. Es war ihm peinlich. Das

Zelt, das er besaß, war von der Art, die man für wenig Geld im Kaufhaus bekommt und unter »richtigen« Outdoormenschen herblassend als Hundehütte bezeichnet wird. Also keine atmungsaktive, dreifach beschichtete, geodätisch selbststehend orkansichere Konstruktion.

Deswegen verwandelte sich im Winter das Kondenswasser an den Innenwänden in eine solide Eisschicht. Da wunderte es nicht, wenn die Kleidungsstücke erst Stockflecken, dann Schimmel ansetzten. Herr K. kämpfte dagegen an, indem er sich und die Kleidung regelmäßig im Neckar reinigte. Manchmal musste deswegen erst die Eisschicht am Ufer durchstoßen werden.

Im Sommer war es manchmal richtig idyllisch. Er kannte die Vögel in seiner Hecke persönlich.

Nachdem zwei Jahre um waren wurde er entdeckt. Ein Pilzsucher kam bis vor das Zelt. Er sagte: »Ich störe Sie nicht, ich suche nur Pilze.«

Wenige Wochen später wieder Besuch. Beim Spielen durchpflügen drei Jugendliche die Hecke. Auf die Frage der Jugendlichen, was Herr K. dort mache, antwortet er: »Das seht ihr doch – zelten.«

Seitdem er entdeckt wurde, schlief er nicht mehr so gut. Er hatte Angst, dass jemand kommt und seine Wohnstätte verwüstet. Jedes mal, wenn er von der Arbeit kam, wusste er nicht,

Als das dritte Jahr um war, wieder kurz vor Weihnachten, kam er abends zu seinem Zelt, hatte sich etwas ereignet. Ein Bohrturm war genau vor seinem Zelt errichtet worden. Am nächsten Morgen wurde gebaggert, aber die Arbeiter liessen ihn in Ruhe. Als er von der Arbeit wieder kam, lag da ein Zettel: »Ich lade Sie ein, Abfahrt 11.30 Uhr«.

Tatsächlich kam zur angegebenen Stunde der Vorarbeiter der Geologenfirma mit dem Dienstfahrzeug und holte Herrn K. ab. Sie fuhren nach Stuttgart Obertürkheim in die Kantine der Firma. Herr K. wurde zum Essen

eingeladen und durfte sich an den Tisch des Vorarbeiters setzen. Er wurde den Kollegen, drei Männern und einer Frau, vorgestellt. Herr K. wurde sehr freundlich behandelt.

Wenige Tage später, am Freitag vor Weihnachten, kam Herr K. abends zu seinem Zelt. Vor dem Zelt fand er eine Plastiktüte. In der Plastiktüte waren ein verschlossener Briefumschlag, eine warme Jacke und eine Flasche Wein. In dem Briefumschlag befanden sich 50 Euro und ein Zettel: »Lieber Herr Keuner, ich möchte Ihnen auf diesem Wege einen schönen Weihnachtsabend und einen guten

Rutsch ins Jahr 2003 wünschen. Mögen sich im neuen Jahr für Sie ein paar große und kleine Wünsche erfüllen. Packen Sie es einfach an. Wenn Sie Hilfe benötigen (z.B. Schreibkram per Computer erledigen), dann rufen Sie mich einfach an«  
Unterschrieben hatte die Frau aus der Kantine.

13. Januar 2003.

»Hallo Herr Keuner, es geht so nicht weiter, wir müssen etwas unternehmen.«

Der Vorarbeiter der Geologen kam noch einmal vorbei und holte Herrn K. aus dem Zelt. Spontan setzte er ihn ins Auto und fuhr mit ihm zum Sozialamt. Dort erkundigte er sich nach der zuständigen Dienststelle, begleitete ihn auch noch dorthin und ging erst weg, als aus Herrn K. ein aktenkundiger Fall geworden war. Das Sozialamt gab Herrn K. die Adresse der Ambulanten Hilfe e.V.

So kam Herr Keuner, gepflegt wie immer, zur Regionalen Fachberatungsstelle der Ambulanten Hilfe e.V. In einem langen Beratungsgespräch erzählte er seine Geschichte. Als er zu der Stelle kam, wo ihm die Geologen die Geschenke mit dem Brief vor das Zelt gelegt hatten, wurde dieser unsentimentale Mensch sehr still und ergriffen. Er zog den Brief heraus, den er seitdem immer bei sich trägt. Er zeigte ihn wie seinen kostbarsten Besitz. Für ihn war dieser Brief die

Eintrittskarte in eine andere Welt. Die Rettung von seiner Robinsoninsel, auf der nicht einmal Platz für einen Freitag war.

Dieses Beispiel zeigt, wie mitmenschliches Verhalten, das eigentlich als normal gelten sollte, die Grundlage für einen erfolgreichen Hilfeprozess bilden kann.

Die Geschichte ging wie ein Märchen weiter:

Als Herr Keuner in der Regionalen Fachberatungsstelle darüber informiert wurde, welche Möglichkeiten der Hilfe bestehen, darunter auch die Übernahme der Miete und Kautions für den Fall, dass er eine Wohnung findet, fiel ihm ein, dass der über einen ehemaligen Möbelpackerkollegen erfahren hatte, wo demnächst eine kleine Wohnung frei würde.

Sofort wurde er aktiv und mit der Unterstützung des Sozialarbeiters und der zuständigen Sachbearbeiterin beim Sozialamt, schaffte er es tatsächlich einen Mietvertrag für diese Wohnung zu bekommen.

Und so nahm die Geschichte ein Happy End der Extraklasse: Aus der »Hundehütte« wurden 6 Koffer und 4 Umzugskartons (der Himmel weiß, wie die Sachen und der Mensch auf den zwei Quadratmetern verstaubt waren!) in ein Fahrzeug geladen und ein wahrlich legendärer Umzug vom Zelt direkt in die Wohnung konnte stattfinden.



*In diesem Zelt lebte Herr K. drei Jahre*

Ich bin aus der ehemaligen DDR. 1990 bin ich hierher gekommen. Und dann bei meiner Tante auf einmal und alles dieses Fremde. Ich bin mit der Welt hier nicht zurechtgekommen. Ne neue Gegend, ein ganz anderes Arbeiten, ein ganz anderes Leben. Arbeit habe ich gleich gehabt, im Supermarkt an der Kasse. Der Chef, der war sehr zufrieden. Aber dann habe ich Angstzustände gekriegt. Und dann habe ich gemerkt, da ging das so langsam los mit dem Alkohol. Immer abends nach dem Geschäft dann angefangen, zur Entspannung was zu trinken. Das hätte ich eigentlich mit jemand besprechen sollen. Die Ambulante Hilfe habe ich 1999 kennengelernt. Ich bin einfach bei meinem damaligen Freund mitgegangen. Der hatte irgendwie Probleme und ich bin bloß so mitgegangen und dachte, ich guck mir das mal an. Ja, und dann hatt' ich mal ein Problem. Ich war 1 ½ Jahre mit ihm zusammen. Solange ich auf Therapie war, hat er angerufen, er sei rückfällig geworden und aus seinem Wohnheim rausgeflogen. Und da dachte ich, ja und was jetzt. Nach der Therapie hätte ich aber nur ein Durchgangszimmer gekriegt. Das wollt ich halt net. Ich bin dann mit zu meinem Freund. Naja, da sah es dementsprechend aus. Er war ja wieder kräftig dabei. Dann sag' ich: So, jetzt brauch' ich auch erst mal ein Bier. Und das sind solche Situationen bei mir. Das sind die gefährlichen Situ-

ationen, wenn was nicht so läuft, wie ich es will, oder ja, wenn ich einfach zu tief auf einmal falle. Da haben wir dann ne fristlose Kündigung gehabt. Er kam ins Männerwohnheim und ich ins Frauenwohnheim. Ich dachte, das darf net wahr sein. Da merkt man halt, wie man immer mehr absackt. Ha ja, ich war sturzbetrunken, ne. Und bei mir ist das halt so: Ich fang' an zu trinken, und ich trink nicht zehn Bier, sondern hol mir gleich den stärksten Schnaps. Dass ich entweder einschlaf', oder einfach alles vergesse. Klar, wenn man aufwacht ist alles schlimmer, ne. Ich hab ja denn bloß noch nach Prozente geguckt mit dem Alkohol. Dann habe ich von der AH ein Wohnungsangebot gekriegt. Wie Frau Luikart es damals zu mir gesagt hat, da dachte ich, das wird sich eh noch 'rausziehen und dauern. Ja, und ich hab' mich dann einfach hochgerappelt. Und da weiss ich heute noch, da war ich manchmal am Zweifeln und dachte, was wird werden, wenn du da in die Wohnung kommst. Und wenn ich denke, Mensch, wenn ich die Leute nicht gehabt hätte, dann kommen mir halt die Tränen. Ich fühle mich einfach, wenn ich hierher komme als erwachsene Frau. Ich komme, jede Woche einmal zu meiner Sozialarbeiterin. Ohne die AH wäre ich wahrscheinlich auf der Straße gelandet. Eine eigene Wohnung, das ist wie Tag und Nacht. Das ist ein ganz schönes Gefühl. Das

merk' ich jetzt ganz intensiv. Meine Wohnung werde ich nie wieder aufgeben. Kann kommen was will. Aber ich hatte immer im Hinterkopf: Was wird sein, wenn das alles weg ist, erledigt ist. Was machst du denn dann? Jetzt hab' ich alles für mich gemacht, dass es mir gut geht, aber jetzt merk ich im

Innern, jetzt soll der Punkt kommen, dass ich mein eigenes Geld wieder verdiene. So wie früher. Wenn ich mal auf der Kippe stehe, weiss ich, wo ich hin kann. Das Interview hier soll dafür da sein, dass andere genauso Mut kriegen.



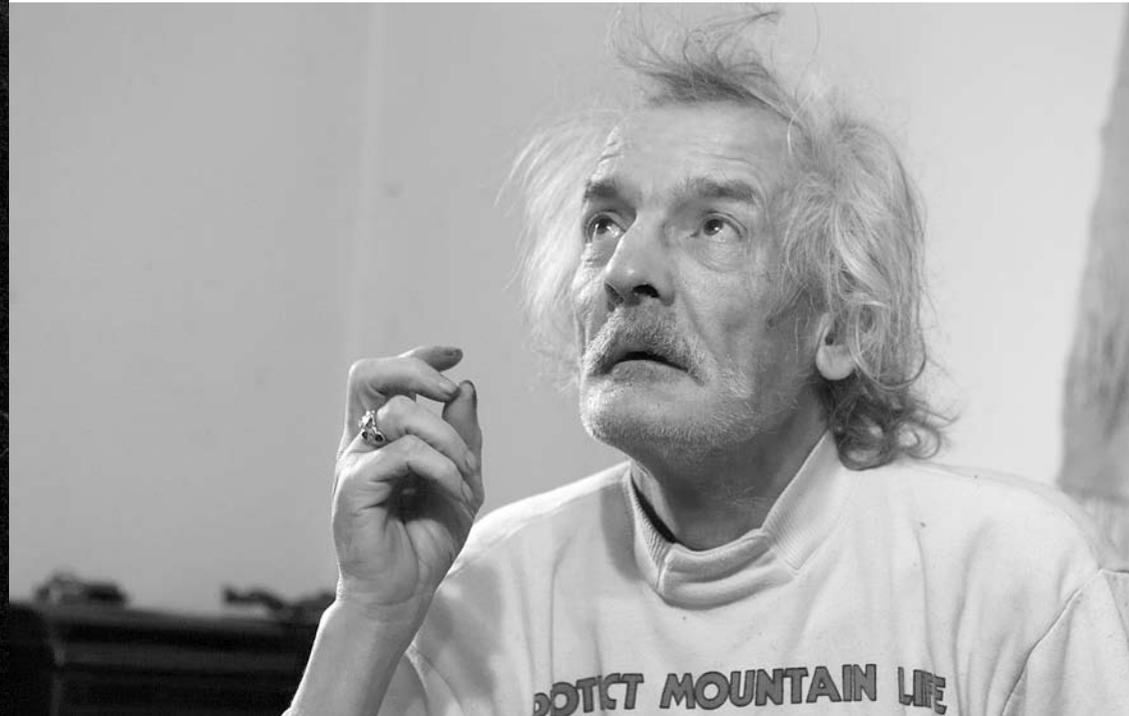
## Früher arbeitete er als Steward



Früher, als er noch wesentlich jünger war, arbeitete er auf einem Schiff. Jahrelang ist er auf See um die halbe Welt gefahren. Als angelernter Steward auf Kreuzschiffen, immer ordentlich und freundlich zu den Gästen. Irgendwann wollte er sesshaft werden, seine Frau nicht mehr so lange alleine lassen. Mit anderen, ungelernten Arbeiten hielt er die Familie, die leider kinderlos geblieben ist, über Wasser. Das war auch damals alles kein Problem. Die Frau hatte mitverdient, sie hatten ein recht gutes Auskommen. Klar, große Sprünge haben sie sich nie leisten können. Doch zwei kleine Verdienste waren immer genug zum Leben.

Inzwischen ist seine Frau verstorben, wie er sagt viel zu früh, nun lebt er alleine und ist zu alt um als ungelernter Arbeiter noch irgend eine Stelle zu finden. Heute sind die Zeiten anders, es fragt keiner mehr nach einem fast 60jährigen.

Die Umstellung auf Harz IV hat er nicht verstanden. Mit einer kleinen Witwerrente von seiner Frau und aufstockender Sozialhilfe kam er gut zurecht. Seine Miete war gezahlt und wenn er im Haushalt etwas brauchte, hat er die zuständige Sachbearbeiterin gefragt. Das ist nun nicht mehr möglich. Die Umstellung brachte auch mit sich, dass die Zahlungen nun zum



Ende des Monats erfolgen. Er hat das nicht verstanden. Sonst war die Miete schon gezahlt, er hatte auf dem Konto das, was er zum Leben braucht. Jetzt zahlt er selber die Miete. Nur wusste er nicht, dass er dazu auf sein Konto achten muss. Irgendwann hat er was unterschrieben, da waren welche an seiner Türe, haben ihm erzählt und erzählt. Nein, unterschreiben wollte er gar nichts, so dumm ist er nicht. Bescheinigt, dass sie bei ihm waren, dass hat er. Plötzlich kamen Mahnungen ins Haus. Jetzt besteht seit langem eine Kontopfändung. Mit der Umstellung und dem Mieteeinzug zum Ersten des Monats hat es nicht mehr geklappt. Die Bank hat seinen Freibetrag für Miete und das Notwendigste zum Leben immer erst am Zweiten freigestellt, die Mietforderungen wurden somit immer wieder zurückgebucht. Kontoauszüge kann er nicht lesen, seine Augen sind dazu zu schlecht. Seine Post sammelt er ordentlich auf dem Wohnzimmertisch, ungeöffnet.

Wegen Mietschulden und einer drohenden Verwahrlosung, Beschwerden der Nachbarn, dass der Geruch aus seiner Wohnung unerträglich sei, wurden wir informiert und lernten Herrn W. im April diesen Jahres kennen. Per Telefon erhielten wir die Information, es handele sich um einem älteren Herren, der in seiner Wohnung verwahrlost, gehbehindert und

anscheinend blind, alleine nicht mehr wohnfähig sei. Die abgestandene Luft in der Wohnung riecht wirklich streng wenn man bei ihm durch die Haustüre kommt. Fenster macht er nur ungern auf. Nachdem er vor gut zwei Jahren von der SWSG eine andere Wohnung bekommen hat, lebt er jetzt im Erdgeschoss. Er hat Angst, dass mal jemand einsteigt. Hat schon erlebt, dass Jugendliche ihm was ins Fenster werfen wenn es offen ist... wehren könnte er sich nicht.

Ein netter, ruhiger Mann, der in seinem Wohnzimmer kaum auffällt. Die Wohnung ist verwohnt, die Couch alt und speckig.

Durchgesessene Sitzpolster lassen erkennen, dass es nicht gemütlich sein kann darauf zu liegen. Herr W. schläft seit Jahren auf diesem Sofa. Das Schlafzimmer ist eingerichtet, wird jedoch nicht genutzt. Zu einsam und zu umständlich. Auf dem Sofa vor dem Fernseher fällt es ihm leichter die Nacht zu verbringen.

Im Gespräch wird deutlich: Eigentlich ist er nicht wirklich so krank, aber auch nicht richtig gesund. Anfang Februar hat er sich das Bein gebrochen und zusätzlich eine angebrochene Schulter dazu behindern ihn beim Hantieren im Haushalt. Mit dem Gips am Fuß kann er sich schwer bewegen. Herr W. hat Probleme mit dem Kreislauf, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Arzt traut er sich nicht. Klar hat er bei



der Entlassung aus dem Krankenhaus gesagt bekommen er soll zum Hausarzt, weil der Gips später runter muss. Aber nach dem Umzug hat er sich nie einen anderen Arzt gesucht. Seitdem war er bei keinem Arzt mehr, weiß gar nicht zu welchem er soll. Damit wurden dann aus sechs Wochen Gips fast drei Monate.

Auch die Sehbehinderung stellte sich als einfache Augenschwäche heraus. Die Brille liegt schon lange bestellt seit Monaten beim Optiker. Herr W. hatte nur nie das Geld, sie abzuholen. Über die Sozialhilfe war im letzten

Jahr die Nachbarschaftshilfe regelmäßig bei ihm. Die schwereren Arbeiten im Haushalt, der Einkauf und ein bisschen auch der soziale Kontakt hat ihm viel geholfen. Im Sommer wurde diese Hilfe eingestellt. Über Hartz IV gibt es sie nicht, das Sozialamt ist nicht mehr zuständig.

Herr W. ist Empfänger von ALG II. Danach ist er, der sich kaum alleine aus dem Haus traut, fähig auf dem freien Arbeitsmarkt einer Arbeit nach zu gehen. Attestiert wurde ihm, dass er täglich 4 Stunden im Stehen und vier Stunden im Sitzen arbeiten kann.

Inzwischen haben wir über eine Sach-

spende eine gebrauchte Couch für ihn besorgt, die Brille beim Optiker ausgelöst und wegen der Strom- und Mietschulden Ratenzahlungen vereinbart. Sein Konto ist gekündigt, wir haben die Geldverwaltung für ihn übernommen. Herr W. lebt seit vier Monaten von 160 Euro im Monat. Jeweils am ersten und fünfzehnten des Monats bekommt er 80 Euro ausbezahlt. Er ist damit zufrieden. Wichtig ist ihm alleine, dass er seine Wohnung behalten kann. Mit dem Geld kommt er nach eigenen Aussagen gut zurecht. Alles übrige wird zur Schuldentilgung und für die Zuzahlungen der Arzt- bzw. Medikamentenrechnungen benötigt. Hierzu ein kleines Beispiel: Um den Gips entfernen zu lassen, erhielt Herr W. von der Hausärztin, die ihn zwischenzeitlich über Hausbesuche betreut, eine Überweisung für die Hin- und Rückfahrt mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus. Alles klappte auch wunderbar, der Gips ist weg. Die Rechnung kam 14 Tage später: 91 Euro für die Hin- und Rückfahrt mit dem Krankenwagen. Durch das Gesundheitsmodernisierungsgesetz übernimmt die Krankenkasse die Kosten nicht mehr, weil es eine Fahrt zur ambulanten Behandlung war. Was bleibt sind 91 Euro Schulden für einen Mann, der mit und ohne Gips nicht alleine aus dem Haus gehen konnte.

Mit Unterstützung der Hausärztin

wurde zwischenzeitlich eine Gehilfe organisiert. Mit dem Rollator ist Herr W. etwas flexibler geworden. Langsam und sehr vorsichtig traut er sich wieder nach draußen, erledigt kleinere Einkäufe selbst.

Nicht alleine wohnfähig?

Praktische Hilfe, Verständnis und Zeit waren notwendig um zu bewirken, dass Herr W. durchaus noch alleine leben kann. Er schafft nicht mehr alles alleine, doch mit den richtigen Ansprechpartnern und ambulanter Unterstützung ist vieles möglich.

Doch arbeitsfähig nach den Bestimmungen von Harz IV? – dies darf angezweifelt werden.



Als sich Frau H. (44 Jahre) im Winter 2000 an die Zentrale Frauenberatung wandte, hatte sie das Leben auf der Straße, im Biwak endgültig satt. Sie konnte zuletzt zusammen mit einer Gruppe Wohnungsloser, überwiegend Männer, in einer Tiefgarage in Stuttgart Unterschlupf finden, wo sie mehr oder weniger geduldet waren. In diesem Winter war es sehr kalt. Durch ihr jahrelanges Biwakieren war die Gesundheit der Frau H. schwer angeschlagen. Sie versuchte immer wieder von der Straße wegzukommen, u.a. auch mehrfach in Stuttgart, ihrer Geburtsstadt. In ihrer Not fand sie bei

meist männlichen Bekannten oder in Notunterkünften Unterschlupf. Frau H. kam erst in die Zentrale Frauenberatung, als sie körperlich und auch seelisch an einem Punkt angekommen war, an dem sie Angst hatte, nicht mehr lange zu leben, falls sich ihr Leben nicht bald ändert. Sie lebte zuletzt überwiegend vom Betteln, eine enorme Belastung, die zunehmend unerträglich wurde. Sie kam zu uns damit wir ihr eine Unterkunft und einen Arzt vermitteln sollten. Das vorrangige Ziel des ersten Beratungsgesprächs war die Sicherung einer Unterkunft und die Klärung der

finanziellen Situation. Über die Sozialhilfedienststelle für Wohnungslose erhielt sie mit einer Befürwortung am gleichen Tag Hilfe zum Lebensunterhalt, frische Unterwäsche und ein paar Stiefel, sowie einen Krankenschein. Für weitere Kleidung händigte ihr das Sozialamt einen Gutschein für die Kleiderkammer aus. Sie konnte sofort in einem Wohnheim für Frauen einziehen, zunächst jedoch nur in ein Mehrbettzimmer in die Notübernachtung. Ein weiterer Punkt war ihre gesundheitlich stark beeinträchtigte Situation. Im Laufe des Gesprächs erinnerte sie sich an eine sie früher bereits behandelnde Ärztin. Auf unsere Vermittlung hin konnte sie dort noch am gleichen Tag als Notfall behandelt werden.

Als Frau H. die Zentrale Frauenberatung an diesem Tag verließ, war sie sehr erleichtert. Sie war übers Wochenende mit dem Nötigsten versorgt und hatte einen trockenen und warmen Schlafplatz. In der Tasche hatte sie einen weiteren Beratungstermin für die kommende Woche, an dem ihre Situation in Ruhe besprochen werden sollte.

Bei diesem Termin führten wir ein längeres Gespräch. Dabei wurden viele Themen angesprochen: Der Verlauf ihres bisherigen Lebens, Gründe, die zu ihrer Wohnungslosigkeit führten, ihre Suchtmittelabhängigkeit, die laufende Scheidung, sowie die familiären



»Zuwendung«

Beziehungen und ihre Versuche der Wohnungslosigkeit zu entkommen. Sie sprach darüber, wie sie sich ihr weiteres Leben vorstellte. Z.B. äußerte sie den Wunsch nach eigenem kleinen Wohnraum mit Betreuung nach Bedarf. Es war Frau H. aber selbst klar, dass dieser Wunsch nicht sofort zu erfüllen ist und sie zunächst im Frauenwohnheim bleiben muss. Dort konnte sie aber erfreulicherweise noch in der gleichen Woche ein Einzelzimmer im Aufnahmebereich erhalten. Nach der polizeilichen Anmeldung konnte sie nun auch endlich ihre



»öffentlich wohnen«

Papiere erneuern. Prompt meldeten sich dann nach einigen Wochen frühere Gläubiger wieder. Wir konnten ihr behilflich sein, Stundungen und Ratenzahlungsvereinbarungen zu formulieren.

Im Laufe der Zeit wurde immer deutlicher, dass Frau H. Schwierigkeiten mit ihrer Geldeinteilung hatte und sie deshalb mehrmals vorzeitig mittellos wurde. Sie vereinbarte mit uns eine freiwillige Geldverwaltung, das bedeutet, dass die Sozialhilfe auf das Konto der Zentralen Frauenberatung überwiesen wurde und in – mit Frau H. abgesprochenen – Raten von uns ausbezahlt wurde. Über das angelegte Klientinnenkonto konnten nun auch andere Verbindlichkeiten beglichen werden. Dies war besonders wichtig, um beispielsweise eine Anzeige, sowie eine Ersatzfreiheitsstrafe zu verhindern.

Frau H. wirkte nach einigen Monaten stabiler, sie fühlte sich gesünder und konnte nun über die Prämienarbeit bei einem Arbeitshilfeträger langsam das Arbeitsleben wieder erproben. Sie hatte viele Jahre nicht mehr gearbeitet und die Regelmäßigkeit des Arbeitens sowie der Umgang mit den Menschen am Arbeitsplatz fielen ihr anfangs recht schwer und sie hatte häufig Fehlzeiten.

Im Beratungsgespräch stellte sich heraus, dass sie immer wieder mit Rückfällen mit illegalen Drogen zu kämpfen

hatte. Vor allem in Stresssituationen oder bei Ärger und Problemen griff sie auf Betäubungsmittel zurück. Wir rieten ihr zu einer Substitution, und vermittelten zu diesem Zweck an die Schwerpunktpraxis für Drogenabhängige. Dort wurde sie mit einem Drogensersatzstoff substituiert, mit dem Ziel der allmählichen Reduktion.

Nach fast 1½ Jahren konnte Frau H. eine kleine Wohnung mit einem Nutzungsvertrag (befristet) anmieten. Es war für sie wie ein Traum, nach so vielen Jahren wieder eigene vier Wände zu haben. Mit Unterstützung unserer Praktikantin richtete sie die Wohnung gemütlich ein und konnte nun endlich den Kontakt zu ihrer erwachsenen Tochter pflegen.

Frau H. ist inzwischen relativ selbständig geworden. Sie ist auch eingebunden in das Beratungssystem des Arbeitshilfeträgers und der Schwerpunktpraxis. Die Geldverwaltung der Zentralen Frauenberatung wird noch über einen begrenzten Zeitraum aufrechterhalten. Demnächst möchte sie aber ein eigenes Konto auf Guthaben-Basis einrichten.

Ein wesentlicher Punkt ist noch, eine Wohnung zu finden. Frau H. ist in der Vormerkdatei des Amts für Liegenschaften und Wohnen, über die sie Wohnungsangebote bekommen wird. Wir werden solange noch als Ansprechpartnerin zur Verfügung stehen.



Am 31.8.1941 wurde ich, Alfred Esser in Türkheim, Kreis Mindelheim, geboren. Nachdem meine Eltern früh verstorben waren, verbrachte ich die ersten 9 Lebensjahre in einem Kinderheim in Kaufbeuren.

Die darauffolgenden 7 Jahre lebte ich bei meinem Großvater. Im Januar 1956 begann ich eine Metzgerlehre die ich am 12.4.1959 mit der Gesellenprüfung erfolgreich absolvierte.

Anschließend arbeitete ich als Metzger weiter bis ich am 2.1.1962 meinen Wehrdienst in Landsberg am Lech antrat. Dort habe ich den Führerschein Klasse 2 gemacht. Während meiner Zeit bei der Bundeswehr war ich Panzerfahrer und teilweise auch in der Küche.

4 Tage vor Weihnachten im Jahr 1963 habe ich die Bundeswehr verlassen und begann im Januar 1964 wieder in einer Metzgerei zu arbeiten. 1968 zog

es mich beruflich nach Düsseldorf. Verhängnisvoll war in Düsseldorf der Fasching 1973.

Mit 2,1 Promille Alkohol im Blut wurde ich bei einer Kontrolle aus meinem Auto gezogen.

Führerschein weg, DM 5.000,- Geldstrafe und 4 Jahre Bewährung.

Ich habe dann mehrmals die Arbeitsstelle gewechselt, bin meinem Beruf als Metzger aber auch dem Alkohol treu geblieben.

1979 wurde ich mit dem Auto meines Freundes bei einer Polizeikontrolle mit 1,6 Promille u. ohne Führerschein erwischt. Das Urteil war diesmal 3 Monate Haft in Lörrach. Wenigstens konnte ich während der Haft in Lörrach in der Küche arbeiten.

Es war an einem Sonntag als ich, mit DM 163,- und einer Fahrkarte nach Stuttgart, entlassen wurde. Nun stand ich da in Stuttgart ohne Dach über dem Kopf, ohne Handwerkszeug und ohne Arbeit. Bei der Jobbörse in Stuttgart Wangen erhielt ich dann immer mal wieder einen Job als Spüler und Kohleträger. Ab und zu arbeitete ich bei Schaustellern.

Und dann blieb mir nichts anderes übrig als der Gang aufs Sozialamt. Nicht wissen wohin und was tun und als besten Freund den Alkohol, landete ich ganz unten.

Über einen Sozialarbeiter erhielt ich im August 1982 ein kleines Zimmer in Stuttgart. Betreut wurden wir durch

die Ambulante Hilfe e.V.

Das Gebäude war einst eine Arbeiterunterkunft. Gemeinsam mit 7 anderen Bewohnern teilte ich Küche und Bad. Endlich hatte ich wieder ein Dach über dem Kopf. Ansonsten wusste ich aber nicht viel mit mir anzufangen und sprach dem Alkohol weiter zu. Allesamt, also ich und meine Mitbewohner hatten als besten Freund den Alkohol.

Durch das viele Trinken war ich gesundheitlich sehr angeschlagen. Immer wieder ging es ins Krankenhaus. Mein Leben war gekennzeichnet vom Alkohol. Mein Tagesablauf war TV sehen, trinken bis zum Abwinken und dann schlafen.

Ich wollte an diesem Tagesablauf auch nichts ändern bis Frau Haussmann an einem Freitagnachmittag bei mir in der Zimmertür stand. Es ging mir furchtbar schlecht.

Meine Augen waren total verklebt, immer wieder musste ich Blut spucken. Frau Haussmann bestand darauf mich ins Krankenhaus zu bringen. Ich war dazu aber nicht bereit. Frau Haussmann sagte mir knallhart, dass sie die Verantwortung mich hier liegen zu lassen nicht übernehmen würde und ich vielleicht bis Montag nicht mehr leben würde.

Also packte sie meine Tasche mit etwas Wäsche und rief von ihrem Handy die Notrufzentrale an. Alles ging schnell und so landete ich auf der

Intensivstation im Katharinenhospital. Frau Haussmann hat mich dort besucht und wir sprachen darüber wie es weiter gehen soll. Klar für mich war, dass ich vom Alkohol weg musste. Auch wollte ich aus dieser Unterkunft raus. Über Frau Haussmann erfuhr ich, dass die Ambulante Hilfe e.V. in der Neckarstr. neue Wohnungen baut. Sie machte mir klar, dass es in erster Linie an mir liegt, wie es in meinem Leben weitergehen soll. Auch teilte sie mir mit, dass sie mich unterstützen würde aber klar war der erste Schritt muss von mir kommen. Ein Mann ein Wort dachte ich und nach meinem Krankenhausaufenthalt nahm ich sämtliche Arzttermine wahr und trank nur noch Milch und süßen Sprudel. Nun war ich schon 13 Monate trocken. Und dann war es soweit. Im September 2001 erhielt ich die Nachricht von Frau Haussmann, dass ich zum 1. Oktober 2001 über die Ambulante Hilfe e.V. eine kleine 2-Zimmer-Wohnung in der Neckarstr. bekomme.

Ich konnte es kaum glauben nach 19 Jahren Männerunterkunft hatte ich nun die Chance ein neues Leben anzufangen. Nun wohne ich fast schon 2 Jahre in der Neckarstr. und bin immer noch trocken. Danken möchte ich Frau Haussmann und Herrn Englmann die mich in schwierigen Zeiten unterstützten und mich nie aufgegeben haben.



Unspektakulär und leise ging's bergab. Schon der Zeitpunkt, den sich Herr Mayer (der Name wurde geändert) für seine Geburt auswählte, war denkbar ungünstig. 1939 zu Beginn des Zweiten Weltkrieges erblickte er in Berlin das Licht der Welt. Auch die Klasse, die er sich für seine Aufzucht wählte, zählte zu den einfacheren, den arbeitenden Menschen. Herr Mayer überlebte die »schönsten« Tage der Kindheit im Bombenhagel. 1945, in den Wiederaufbaujahren, wurde Herr Mayer eingeschult.

Nach dem Abschluss der Hauptschule machte er eine Lehre als Verkäufer. 1957 begann dann für den 18-jährigen Herrn Mayer der Einstieg in den Beruf. Der Ernst des Lebens begann. 30 Jahre schien alles normal. Herr Mayer ging regelmässig arbeiten. Zahlte pünktlich alle Steuern und Abgaben. Hatte Freunde und Kollegen mit denen er gerne mal einen trank, doch immer in Maßen.

Bis 1986 die Arbeitslosenzahlen in der Nachkriegs-BRD den Höchststand erreichten: über 2,2 Millionen, 9%. Herr Mayer war einer von ihnen. Er wurde mit 47 Jahren arbeitslos.

Zuerst versuchte er in Berlin, irgendeine Arbeit zu finden, doch es war hoffnungslos. Obwohl er seine Wurzeln in Berlin hatte, gab er seine Wohnung in Berlin auf und versuchte in Süddeutschland eine Arbeit zu finden. Er wollte sich das Nord-Süd-

Gefälle der Arbeitslosigkeit in der BRD zu Nutze machen. Doch dies wollten auch viele andere in seiner Lage.

Die Wohnungssituation im Süden war katastrophal und mit der Arbeitslosenhilfe konnte er sich keine Wohnung auf dem allgemeinen Wohnungsmarkt leisten. Er versuchte in Wohnheimen unterzukommen, doch die Enge und die Nähe mit den Anderen in schwierigen Situationen und die dadurch entstehenden Konflikte konnte er nicht ertragen. So wählte Herr Mayer die einsamen Biwakplätze und mied den Kontakt zu anderen. Einen Freund hatte er in der Zwischenzeit gefunden, – den Alkohol. In den einsamen Stunden, wenn die Hoffnung sank, war er immer für ihn da. Er half ihm, die Situation zu vernebeln, und manchmal entführte er ihn in schönere, buntere Phantasiewelten. 1989 wurde Herr Mayer 50 Jahre alt. Ein Fest zum Feiern. Ein Rückblick auf Erreichtes. Man ist stolz auf das Geleistete.

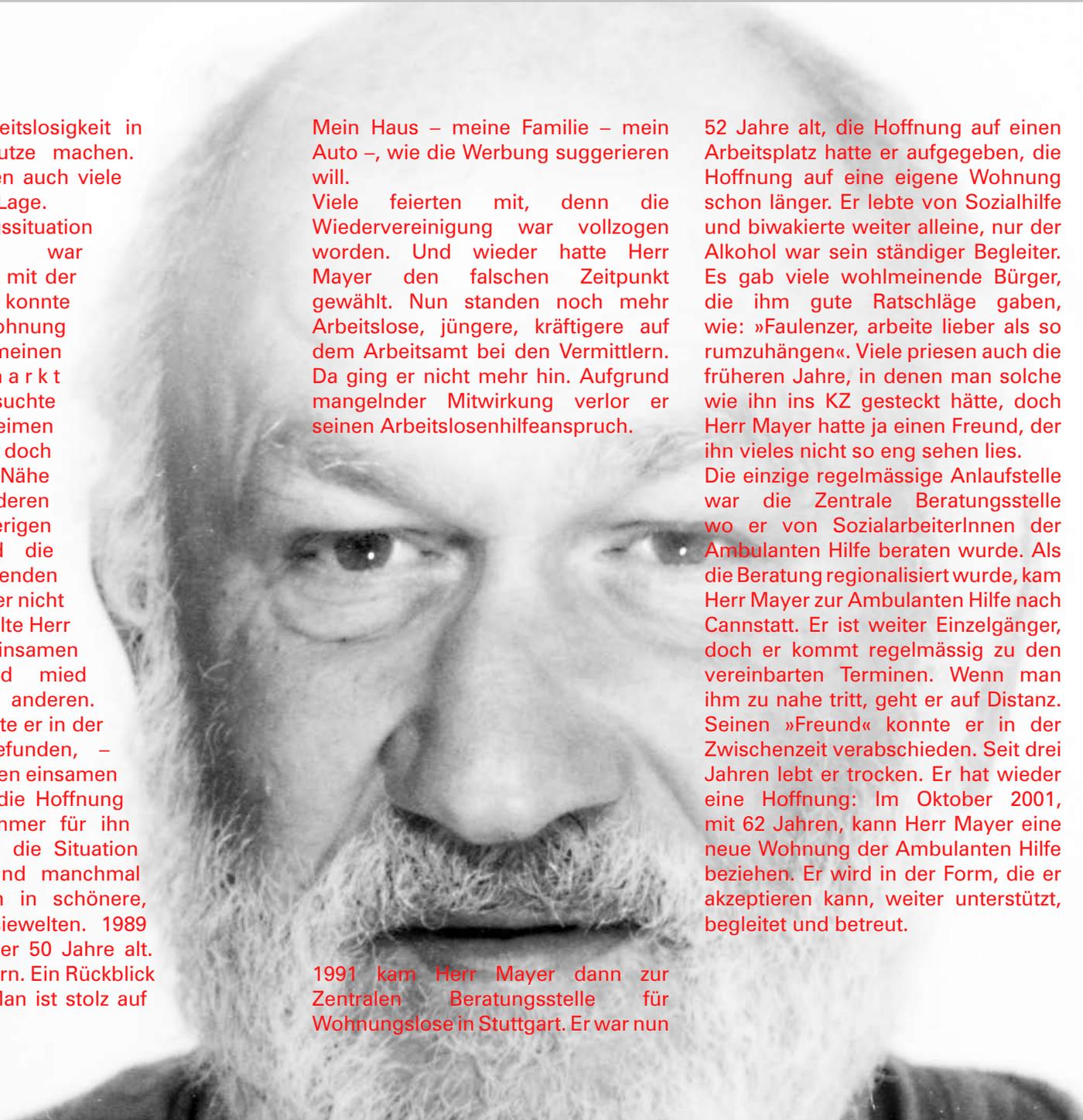
Mein Haus – meine Familie – mein Auto –, wie die Werbung suggerieren will.

Viele feierten mit, denn die Wiedervereinigung war vollzogen worden. Und wieder hatte Herr Mayer den falschen Zeitpunkt gewählt. Nun standen noch mehr Arbeitslose, jüngere, kräftigere auf dem Arbeitsamt bei den Vermittlern. Da ging er nicht mehr hin. Aufgrund mangelnder Mitwirkung verlor er seinen Arbeitslosenhilfeanspruch.

52 Jahre alt, die Hoffnung auf einen Arbeitsplatz hatte er aufgegeben, die Hoffnung auf eine eigene Wohnung schon länger. Er lebte von Sozialhilfe und biwakierte weiter alleine, nur der Alkohol war sein ständiger Begleiter. Es gab viele wohlmeinende Bürger, die ihm gute Ratschläge gaben, wie: »Faulenzer, arbeite lieber als du rumzuhängen«. Viele priesen auch die früheren Jahre, in denen man solche wie ihn ins KZ gesteckt hätte, doch Herr Mayer hatte ja einen Freund, der ihn vieles nicht so eng sehen lies.

Die einzige regelmässige Anlaufstelle war die Zentrale Beratungsstelle wo er von SozialarbeiterInnen der Ambulanten Hilfe beraten wurde. Als die Beratung regionalisiert wurde, kam Herr Mayer zur Ambulanten Hilfe nach Cannstatt. Er ist weiter Einzelgänger, doch er kommt regelmässig zu den vereinbarten Terminen. Wenn man ihm zu nahe tritt, geht er auf Distanz. Seinen »Freund« konnte er in der Zwischenzeit verabschieden. Seit drei Jahren lebt er trocken. Er hat wieder eine Hoffnung: Im Oktober 2001, mit 62 Jahren, kann Herr Mayer eine neue Wohnung der Ambulanten Hilfe beziehen. Er wird in der Form, die er akzeptieren kann, weiter unterstützt, begleitet und betreut.

1991 kam Herr Mayer dann zur Zentralen Beratungsstelle für Wohnungslose in Stuttgart. Er war nun



Wie ich auf die Straße gekommen bin: durch den Alkohol. Immer mehr getrunken. Bin dann immer zu spät zur Arbeit gekommen. Die habe ich dann auch verloren. Konnte die Miete nicht mehr bezahlen. Habe zuletzt in Cannstatt als Metzger gearbeitet und mein letztes Geld versoffen. 1992 bin ich entlassen worden. War eine Zeit lang auf der Straße, weil ich ja keine Ahnung gehabt habe von der Sozialhilfe. Habe dann gebettelt und den Toni (Name geändert) kennengelernt, der hat mir das Café 72 gezeigt.

Ich habe zu der Zeit meine eigene Platte gehabt. Im Café 72 war gut, dass man duschen und die Wäsche waschen konnte. Ich war dort jeden Tag. Sonst hätte ich ja immer in die Innenstadt nach Stuttgart müssen. Im Café 72 war gut, dass wir vieles selber gemacht haben: Wäsche waschen und so. Gut war auch die Küche, da haben wir oft selber gekocht. Zu dritt oder zu viert. Einer hat eingekauft, der andere gekocht.

Im Café 72 habe ich den Herrn Plank von der Ambulanten Hilfe kennengelernt. Der hat mir ein Zimmer in der Tunnelstraße vermittelt. Bin dann dort eingezogen, aber immer noch jeden Tag ins Café. Habe zu der Zeit auch noch immer viel getrunken. Wein Schnaps und Mischung. Habe mehrfach mit dem Trinken aufhören wollen. Auch im Krankenhaus, aber das war nix für mich. Die haben mich

behandelt wie ein Kind. Irgendwann war ich im Café 72 und die Beate von der Ambulanten Hilfe hat mir vorgeschlagen, dass wir eine schriftliche Vereinbarung treffen, dass ich ein Jahr lang keinerlei Alkohol mehr trinken werde - einfach so, nur um zu sehen, ob ich das schaffe. Das war irgendwie für mich der Zünder, es hat einen Schlag getan und ich habe mich daran gehalten. Habe dann in meinem Zimmer selber eine Entgiftung gemacht. Neben mir der Brecheimer, zur Toilette bin ich gekrochen. Meine Freunde haben für mich eingekauft, Milch und so, weil der Körper am Anfang nichts annehmen konnte.

Mir war klar, dass das gefährlich ist und dass ich draufgehen konnte. Aber ich habe gedacht hopp oder topp, entweder ich gehe aus dem Zimmer als Leiche oder als aufrechter Mann. Die erste Woche war halt knallhart. Bis ich stehen konnte, dauerte eine Woche. Zehn Wochen später habe ich schon mit Arbeiten angefangen.

Bei der Neuen Arbeit. Erst im Wald, dann im Garten- und Landschaftsbau. Und jetzt habe ich einen Vertrag bis 31.3.2000 im Wilhelma-Gartenbau im Schloßgarten. Jetzt muss ich bloß hoffen, dass es weitergeht. Seit Januar 1999 wohne ich hier in einer tollen Neubauwohnung von der Ambulanten Hilfe. Fühle mich hier wohl. Früher Biwak gemacht und jetzt hier, das ist wie im Paradies. Von der Scheiße ins

Paradies ganz einfach gesagt. Meine Bekannten von Früher, die mich ja noch als Metzger gekannt haben, sagen: »Du bist ja wieder der Alte, du bist ja wieder der alte Sieger«. Sieger, unter dem Namen haben sie mich

früher gekannt. Aber ich habe viel der Ambulanten Hilfe zu verdanken, der Herr Plank hat mir viel geholfen, der war immer mein Rückgrat. Es war schon ein harter Kampf, aber es hat sich gelohnt.



So auffällig Günther M. in der Öffentlichkeit lebte, so unauffällig ist er gestorben.

Hierin teilt er das Schicksal mit den vielen tausend anderen schwerkranken Alkoholikern in der Bundesrepublik, die in Folge ihrer Suchterkrankung frühzeitig aus dem Leben scheiden, deren Tod aber keinen Eingang in eine Statistik der Fachöffentlichkeit findet, wie das zum Beispiel bei Heroinsüchtigen der Fall ist.

Günther M. wird am 5.12.1963 in Stetten am Kalten Markt geboren, schließt dort die Hauptschule ab und macht anschließend eine Dachdeckerlehre. Mit 18 Jahren wird er bereits Vater. Die Mutter des Kindes ist 16 Jahre alt. Das junge Paar heiratet. Auf dem Weg vom Standesamt nach Hause werden Mutter und Kleinkind vor seinen Augen von einem Autofahrer totgefahren. Im Affekt bringt Günther M. den Fahrer um.

Für diese Tat bekommt er insgesamt dreieinhalb Jahre Gefängnis. Bei der Entlassung ist er 21 Jahre alt. Von nun an lebt er bis zu seinem Tod ohne festen Wohnsitz. Mal macht er Platte irgendwo am Neckar, mal hält er sich in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe auf. Am Anfang seiner Straßenkarriere findet er noch Jobs sowie Unterkünfte ohne Anmeldung bei verschiedenen Firmen. Alkohol kennt er von Kindheit an, sein Vater war starker Alkoholiker. Und dieser Stoff wird

zu seinem zentralen Lebensinhalt. Der Rausch wird sein ständiger Begleiter. Mit 36 Jahren stirbt er, und die Hälfte seines Lebens war geprägt durch extremen Alkoholgenuss. Das bedeutet in unserem Arbeitsfeld, dass sich der Alkoholwert der betreffenden Person des öfteren in einer Größenordnung von über 3 Promille bewegt. Jeder normale Mensch ist bei diesen Alkoholwerten akut lebensbedroht.

Allein im ersten Halbjahr 1998 wird Günther M. 25 mal wegen übermäßigem Alkoholgenuss und krankheitsbedingter Hilflosigkeit aufgegriffen und mit dem Rettungswagen in ein Krankenhaus gebracht.

In der folgenden Zeit bis zu seinem Tod hat sich an dieser Situation nichts Wesentliches geändert. Das heißt, dass er im Schnitt fast jede Woche einmal in diesem hilflosen Zustand aufgegriffen wurde.

Da Günther M. aufgrund seiner Alkoholabhängigkeit mit seinem Sozialhilfebetrag nicht umgehen kann und sehr oft vorzeitig mittellos ist, veranlasst sein betreuender Sozialarbeiter mit seiner Einwilligung die Überweisung der Sozialhilfe auf ein Konto der Ambulanten Hilfe. Diese Geldverwaltung wird über eine Verwaltungsangestellte in enger Zusammenarbeit mit dem Sozialarbeiter bewerkstelligt. Günther M. muss also dreimal pro Woche an der Beratungsstelle vorsprechen, um seine Sozialhilfe abzuholen.



Damit ist auch gewährleistet, dass man an der Beratungsstelle relativ gut über sein momentanes körperliches Befinden Bescheid weiß und, falls nötig, direkt entsprechende Maßnahmen ergreifen kann.

Oft ist er so verdreckt, dass ihn der Sozialarbeiter mit Hilfe des Zivildienstleistenden in der Dusche an der Beratungsstelle wäscht.

Günther M. ist beim Duschen und Waschen auf fremde Hilfe angewiesen. Da sein linkes Bein infolge eines Schlaganfalls gelähmt ist und er deshalb keinen Halt findet, kann er dies nicht alleine machen. Da also das Waschen für ihn ein sehr anstrengender und belastender Vorgang ist, hat er auch wenig Neigung zur körperlichen Hygiene.

Entsprechend oft ist er dann am ganzen Körper voller Läuse. Bei ihm ist es besonders schlimm, denn er ist am ganzen Körper behaart. Er muss dann also motiviert werden, etwas dagegen zu tun. Eine Selbst-Entlausung ist in dieser Situation nicht sinnvoll, also muss er irgendwie in ein Krankenhaus

gebracht werden. Dann bekommt er regelmäßig neue Bekleidung, und wir hoffen auf Besserung.

Zwischendurch gelingt es dem Sozialarbeiter, ihn zu bewegen, in einer Einfachst-Unterkunft statt auf der Straße zu schlafen. Aber er hält es dort nicht lange aus und so ist er wieder zurück zu seinen Kumpels auf die Straße.

Das Wohnheim, in dem er sich am Schluss seines Lebens aufhält, hat zwei ausrangierte Armeefahrzeuge geschenkt bekommen. Eine dort angestellte, engagierte Sozialarbeiterin baut diese Fahrzeuge mit Hilfe von Bewohnern der Einrichtung zu Wohnmobilen um. Seit Jahren arbeitet sie an diesem Projekt. Sie will diesen Sommer mit den Bewohnern eine Tour durch die Sahara machen.

Alle, die mitfahren wollen, arbeiten auch bei dem Umbau der Fahrzeuge mit. Günther M. zeigt Interesse und ist das erste Mal seit Jahren ernsthaft bei einer Sache dabei. Zweimal hat er schon am Umbau der Fahrzeuge mitgearbeitet, ganz stolz ist er, und es macht ihm riesigen Spaß.

Leider haben ihn die Folgen seiner schweren Alkoholikerkrankung eingeholt. Sein Freund, den er von der Straße mit auf sein Zimmer genommen hatte, wollte ihn wecken, aber da sei er schon ganz steif und kalt gewesen. Der Arzt stellte fest, dass Günther M. infolge eines Krampfanfalls verstorben ist.



Frau F. trinkt Alkohol, damit sie ihre Depressionen und Wertschätzungsprobleme durchstehen kann. In den vergangenen Jahren hat sich dadurch eine körperliche Abhängigkeit entwickelt, welche Frau F. nicht als Problem anerkennt. Diese Sucht steht jetzt neben ihren Depressionen, ihrer Vergangenheit und ihren anderen körperlichen Einschränkungen.

Durch den Alkoholkonsum verschob und verschlimmerte sich die Lebenslage zusehends. Frau F. konnte sich nicht mehr um eine regelmäßige Ernährung kümmern, das morgendliche Aufstehen bereitete Schwierigkeiten und Termine wurden fast nicht mehr eingehalten.

Der Alkohol wurde zum verhassten, weil beschämenden Begleiter.

Eigentlich waren da die Lichtblicke der durchstandenen Scheidung, die erste eigene Wohnung, ein wenig Geld für sich. Sie sparte für die Wochenenden, denn da kamen die Kinder.

Der Weg zur Normalität, z.B. Leben im eigenen Wohnraum, bedeutete bei Frau F. in dieser Phase ein stützendes, aufbauendes Begleiten, ohne Anspruchshaltung. Wir vereinbarten die morgendlichen Anrufe, um den Tag willkommen zu heißen und jeweils ein Ziel für den Tag anzusprechen, z.B. der Anruf beim Kabelfernsehen, da eine Mahnung detailliert aufgeschlüsselt werden musste oder den ALG II Antrag beim JC abgeben. Frau F.

konnte diese Begleitung akzeptieren und nahm fast immer das Gespräch mit mir auf. Sie fühlte sich nicht abgewertet, egal in welchem Zustand sie sich befand, sagt sie heute.

Denn es kam noch mal anders. Die Kinder riefen an und teilten mit, dass die Hortbetreuung beendet wird, da der Vater das Mittagessen nicht bezahlt. Frau F. griff zur Flasche und tauchte für Tage unter. Es plagten sie Schuldgefühle, Hass und Resignation. An die Vorstellung, selbst etwas an der Schule bewirken zu können, konnte sie nicht glauben, so etwas fiel ihr schon lange nicht mehr ein. Durch die aufsuchende persönliche Hilfe gelang es Frau F., einen Anruf bei der Lehrerin zu tätigen, um sich über die schulische Entwicklung der Kinder zu informieren. Wir riefen endlich gemeinsam beim Kabelfernsehen an und eine Woche später belief sich die Mahnung über einen nachvollziehbaren Betrag und konnte beglichen werden.

Frau F. ging am nächsten Tag selbstständig zum Jobcenter, ließ sich einen Termin geben und gemeinsam mit dem PAP (persönliche/n AnsprechpartnerIn) wurde die Arbeitssituation besprochen und dem ALG II – Antrag endlich stattgegeben.

Frau F. geht mittlerweile gerne ihrer 1 Euro - Arbeitsgelegenheit nach, der morgendliche Anruf ist schon lange nicht mehr nötig und das Wichtigste: der Erhalt der Wohnung liegt ihr am



Herzen, dafür lohnt sich vieles, schon der Kinder wegen. Der Alkohol ist nach wie vor, neben den Medikamenten, der Tröster und Begleiter in ihren sich selbst verachtenden Momenten, aber wir sprechen mittlerweile offen darüber. Bei Frau F. ist jetzt eine Fortschreibung des Sozialberichtes nötig, um einige verloren gegangene Ziele,

wie die gesundheitliche Vorsorge oder Übernahme der eigenen Kontoführung, wieder aufzugreifen. Die persönliche Hilfe in Wohnraum nach §§ 67ff SGB XII, ist eine befristete Unterstützung. Frau F. und ich werden nach einem Jahr Begleitung noch ein weiteres halbes Jahr benötigen um die begonnene Stabilität zu festigen.

### Innere Ausreinigung

Deutlich seh ich die Straßen  
vor mir  
und doch fülle ich  
über den kleinsten Stein  
der sich über den Weg legt.

Deutlich hör ich die Momente  
in mir  
und doch verschweige ich  
um nicht genau sagen zu müssen  
ich bin es selbst der sich an sich stört.

Deutlich besitz ich die Werte  
um nicht  
und doch zerstoße ich  
alle die aufgeschöpften Schichten  
meins Tuns und Seins.

Aber immer wieder  
verdränge ich die Schichten  
um nicht durchschaubar zu können

Werkstatt → Bihlplatz am 10.09.2005/09  
Ulrich v. d. M. M. M. M.



In den vorgehaltenen Hilfeangeboten (Tagesstätten, Fachberatungsstellen, Sozialhilfedienststellen u.a.) sind hemmende Faktoren enthalten, die es den Hilfebedürftigen aus unterschiedlichen Gründen unmöglich machen, die dortigen Hilfen in vollem Umfang in Anspruch zu nehmen.

Herr Bert F. (41) ist regelmäßiger Besucher einer Tagesstätte. Dort ist er als ruhiger, unauffälliger, immer ordentlich gekleideter Mann bekannt, der seinen Lebensunterhalt überwiegend aus Gelegenheitsjobs bestreitet und seit vier Jahren in Bad Cannstatt in unmittelbarer Nähe dieser Tagesstätte wohnt. Bert F. hält sich nicht nur regelmäßig in der Tagesstätte auf, sondern auch sehr häufig im Milieu der Armen an den verschiedenen

Plätzen in Cannstatt. Dort wird er von dem Straßensozialarbeiter wahrgenommen.

Bei den ersten Gesprächen versuchte Herr Bert F. die Fassade des problemlosen Bürgers, der sich nur mal so aus purer Langeweile in der Szene der Armut aufhält, weil er im Moment keinen Job habe, aufrecht zu erhalten. Nach einigen Treffen wurde Bert F. gegenüber dem Straßensozialarbeiter offener und sprach über seine privaten Probleme. Er habe seit sieben Monaten keine Miete mehr gezahlt und nun habe er eine fristlose Kündigung erhalten.

Der Sozialarbeiter machte mit ihm für den nächsten Tag einen Gesprächstermin in seinem Büro der Ambulanten Hilfe aus. Es stellte sich heraus, dass

Herr F. nicht nur keine Miete gezahlt hatte, sondern dass er aus Angst vor den Behörden nicht auf das zuständige Sozialamt, das sich in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung befindet, gegangen war, um dort einen Antrag auf Sozialhilfe zu stellen. Obwohl er täglich mit Menschen Umgang hatte, die von Sozialhilfe lebten und er wusste, wo man welche Hilfe erhalten konnte, war es ihm unmöglich, für sich die nötige Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Herr F. konnte nach einigen Telefonaten mit dem Sozialamt an die für ihn zuständige Sozialhilfedienststelle angeschlossen werden, seine Mietschulden wurden vom Sozialamt übernommen. Da der Wohnstandard seiner Dachgeschosswohnung sehr schlecht ist - Dusche und Toilette befinden sich außerhalb der Wohnung im Erdgeschoss und seine Wohnung ist im 3. Stock - stellte der Sozialarbeiter mit ihm einen Antrag auf die Zuweisung einer Wohnung über die Notfallkartei beim Amt für Liegenschaften und Wohnen.

Von März bis Oktober hielt sich Herr F. fast nicht im Milieu der Armen auf. Es hatte ganz den Anschein, dass die Probleme von Herrn F. erfolgreich gelöst waren. Im Oktober war er wieder im Milieu der Armen auf der Straße zu sehen. In einem Gespräch mit dem Straßensozialarbeiter stellte sich heraus, dass das Sozialamt die



angelaufenen Mietschulden bis März übernommen hatte, ihm die laufende Miete und Hilfe zum Lebensunterhalt bis August auf sein Konto überwies und die Hilfe dann einstellte.

Herr F. wusste nicht, warum bei ihm die Hilfeleistungen eingestellt wurden. Er war nicht in der Lage, in seiner Umgebung nach Rat zu fragen oder selber auf das Sozialamt zu gehen, um dort seinen Hilfebedarf anzumelden oder in der Tagesstätte, in der er fast täglich verkehrte, um Hilfe zu bitten. Wieder erweckte er in seiner täglichen Umgebung den Anschein, dass er keine Probleme habe. Im Gespräch mit ihm und in einem Telefonat mit dem Sozialamt stellte sich heraus, dass er einen Vorstellungstermin beim Sozialamt zur Weiterbewilligung seiner Hilfe nicht wahr genommen hatte und man deshalb davon ausging, dass er keine Hilfe mehr benötige.

Er habe in der Zwischenzeit vom Betteln, Zuwendungen anderer und von Jobs ohne Anmeldung gelebt.

Seine Wohnung habe er seit Monaten nicht mehr betreten, sondern bei seinen Bekannten übernachtet. Denn in



seiner Wohnung könne er sich nicht richtig aufhalten, dort sei ja der Strom seit 2 ½ Jahren abgeschaltet, weil er die Energiekosten bei den NWS nicht mehr zahlen konnte. Ja, ob er denn dann überhaupt in den letzten beiden Jahren richtig in seiner Wohnung gelebt habe, wollte der von dieser neuen Sachlage total überraschte Sozialarbeiter wissen. Na ja, schon, so manchmal, im Monat sei er zwei-, dreimal hingegangen und habe den Briefkasten geleert, damit der Vermieter nichts merken sollte. Was hätte er auch machen sollen, meinte er, den Strom benötigte er zum Heizen, zum Wasser warm machen, um den Kochherd in Gang zu setzen, das sei ja alles unmöglich gewesen, dann immer im Dunkeln rumsitzen. Die Menschen in der Tagesstätte und in seinem Umfeld in Bad Cannstatt wüssten nichts von seiner Lage, da würde er sich zu Tode schämen, die meinen, bei ihm sei alles paletti.

Der Straßensozialarbeiter bot ihm an, umgehend mit ihm in sein Büro zu gehen und entsprechende Hilfemaßnahmen zum Erhalt der Wohnung und Begleichung der Energieschulden vorzunehmen. Aber vorher wollte er sich die Wohnung von Herrn F. ansehen.

Nach langem Hin und Her waren beide endlich in der Wohnung von Herrn F. Die 2 ½ -Zimmer- Dachgeschosswohnung war nicht nur unbeheizt, dunkel, verstaubt, sondern sie war

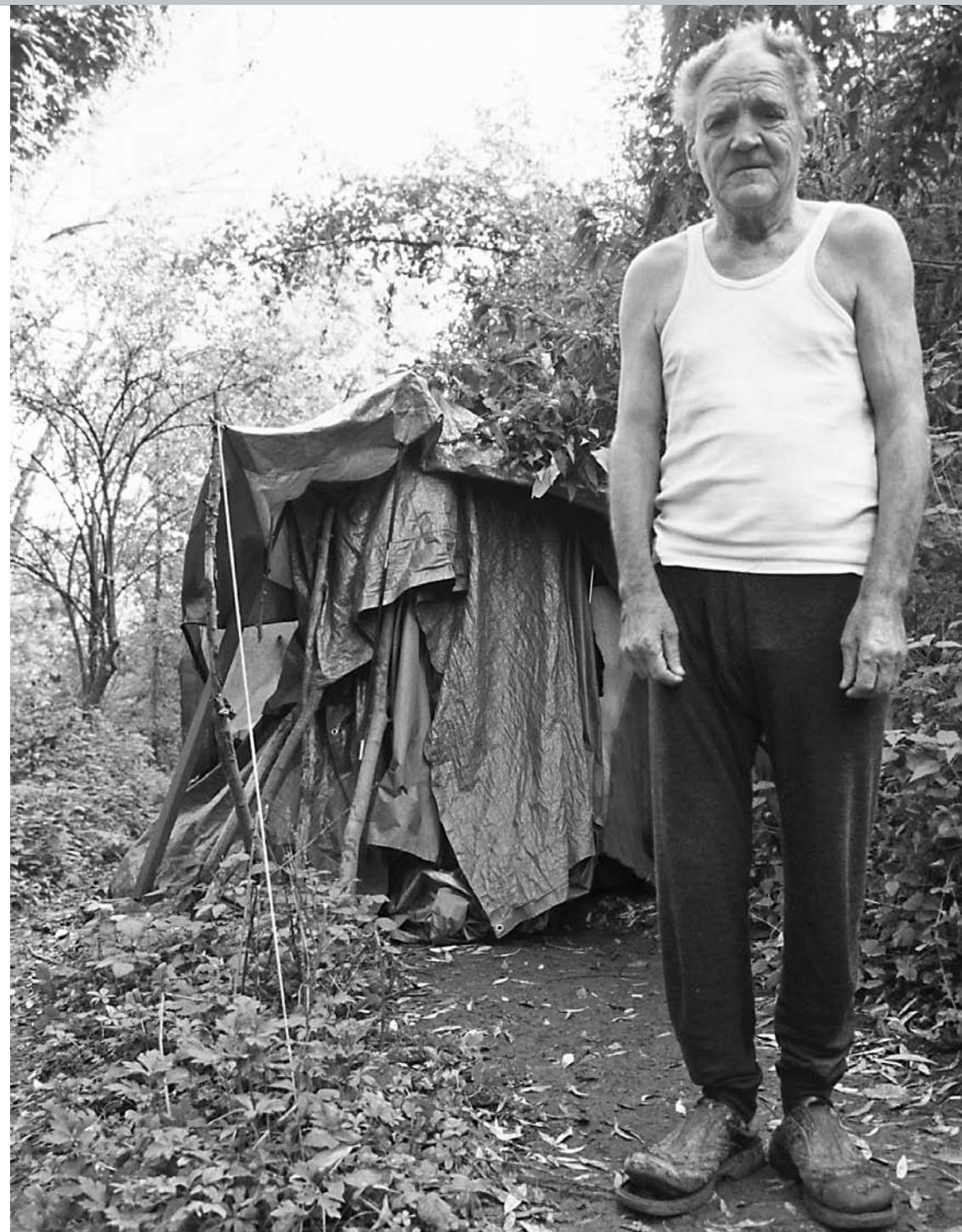
auch vermüllt. Der Sozialarbeiter war geschockt.

Die Möbel waren in einem relativ guten Zustand, trotz des Staubes, der zentimeterdick drauf lag. Aber in der ganzen Wohnung lagen leere Bierbüchsen, Bierflaschen, übervolle Aschenbecher, die Fensterscheiben konnte man wegen der grauen Gardinen gar nicht sehen. Nach einigen Minuten verließen beide die Wohnung in Richtung des Büros der Fachberatungsstelle der Ambulanten Hilfe.

Nachdem dort die entsprechenden Maßnahmen (Miet- und Energieschulden wurden vom Sozialamt übernommen, mit den NWS wurde die Wiederinbetriebnahme der Stromversorgung abgesprochen) eingeleitet wurden, besprach der Sozialarbeiter mit Herrn F., wie er am besten seine Wohnung entmüllen könne, ohne dass es der Vermieter, der ja im gleichen Haus wohnte, mitbekommen sollte.

Herr F. begann dann nach und nach seine Wohnung selber zu entmüllen. Anschließend teilte er dem Sozialarbeiter den Wunsch mit, von ihm in seinen persönlichen Angelegenheiten intensiver beraten und betreut zu werden.

Seither ist Herr F. in regelmäßigem Kontakt mit dem Sozialarbeiter und bekommt von diesem in Absprache mit dem Sozialamt die Sozialhilfe verwaltet bzw. ausbezahlt.





Mitte der 50er Jahre wurde ich, der »Verkehrsunfall« wie mich meine karrieregeilen Eltern einmal bezeichneten, geboren. Mein Kampf begann. Ich wuchs mehr oder weniger alleine auf. Die Eltern waren ja berufstätig. Die Schule war mir ein Greuel. Ich hatte keine Lust zu lernen. Mit 14 flog ich von der Realschule, worauf mich auch mein Vater rausschmiss. Ich war zum ersten Mal obdachlos. Bei einem Metzgermeister kam ich unter und machte dort eine Lehre, der eine zweite Lehre als Koch folgte. 1980 machte ich die Meisterprüfung und holte mir einen Gewerbeschein. Fortan ging ich als Kopfschlächter, Ausbeiner, Zerleger auf Achse.

Zu dieser Zeit kannte ich nur zwei Beschäftigungen. Malochen bis die Krallen bluten und Saufen. Beides. Je mehr, desto besser. Während der

Arbeit gab es Kaptagon, Speed und Mokka-Espresso mit Traubenzucker und Cognac zum Aufputzen. Nach der Arbeit dann Bier und Schnaps ohne Ende zum Beruhigen. 1982 heiratete ich, wurde sesshaft und baute mir eine eigene Firma und solide Existenz auf. Ich hatte (materiell) alles, wovon man träumt, nur: Keine Zeit für Frau und Familie. 1987 hörte ich auf mit Doping und Alkohol. Es folgten stangenweise Zigaretten und Unmengen Kaffee. Dann Herzinfarkt. Koma. Firma bankrott. Scheidung. Aus die Maus. Obdachlos.

Nach einem Jahr sinnlosen Besaufens besann ich mich auf meine Fähigkeiten und zog mich wieder aus dem Dreck. Ich zog wieder als Kopfschlächter los, arbeitete als Verlager oder am Wochenende als Koch. Mein Label: Dienstleistungen rund um die

Uhr. Ich baute mir alles wieder auf und heiratete 1994 noch einmal. Es kam, wie es kommen musste. Zuerst Trennung von der Frau, dann chronische Sehnen-, Nerven und Gelenkentzündung, dann schloss die Firma für die ich arbeitete, und der Alkohol schlug wieder zu. 1998 verlor ich meine Wohnung und meinen gesamten Besitz.

Zu dieser Zeit nahm ich zum ersten Mal Kontakt zur Ambulanten Hilfe auf und wurde im Aufnahmehaus Nordbahnhof untergebracht. Von dort ging ins Carlo-Steeb-Haus, von dort auf Therapie, Innerhalb von zwei Jahren musste ich zwölf Mal umziehen. Ich wurde von Heim zu Heim, von Zimmer zu Zimmer geschoben. Ein Teufelskreis. Ohne Arbeit keine Wohnung – ohne Wohnung keine Arbeit! Auf fast jedem Amt behandelte man mich wie den letzten Penner und

stempelte mich zum notorischen Lügner und Faulenzer ab. Entwürdigend, dabei hatte ich doch 30 Jahre lang hart, sehr hart gearbeitet. Keiner konnte oder wollte mir helfen, niemand interessierten die Hintergründe. Seit April 2001 bin ich nun bei der Neuen Arbeit beschäftigt und stehe kurz vor Beendigung meiner Umschulung zum Logistikhelfer. Dem unermüdlichen und beispiellosen Einsatz von Frau Luikart bei der Ambulanten Hilfe habe ich es zu verdanken, dass ich nicht entmündigt wurde. Ihr verdanke ich auch, dass ich letztendlich im Dezember 2001 eine eigene kleine Wohnung beziehen konnte. Hier lebe ich nun abstinent und voll innerer Zufriedenheit. Endlich habe ich ein richtiges Zuhause. Auf diesem Weg möchte ich mich für all das, was Sie für mich getan haben, bedanken.

Herr S. (65) hatte nur den Wunsch, dass ihm jemand seinen Geldbeutel und frische Wäsche ins Krankenhaus bringt. Für den Sozialarbeiter sollte es ein Krankenhausbesuch werden, wie er immer mal wieder bei unseren Klienten notwendig ist. Doch dem war diesmal nicht so.

Herr S. war während eines Einkaufes in einem Supermarkt zusammengebrochen und wurde mit dem Notarzt ins Krankenhaus gebracht. Dort lag er zwei Wochen auf der Intensivstation. Danach sollte er auf eine normale Station zu anderen Patienten verlegt werden. Das war nach Aussage des behandelnden Arztes und der Pflegeschwestern bei Herrn S. nicht möglich, da er ein sehr ungewöhnliches Essverhalten praktizierte und innerhalb des Krankenzimmers Vermüllungstendenzen zeigte.

Herr S. wohnte in einem Appartement mit einfacher Ausstattung in einem Stuttgarter Außenbezirk. Er galt als ruhiger Einzelgänger. Seinen Lebensunterhalt bestritt er über eine kleine Rente und aufstockende Sozialhilfe. Einen Sozialarbeiter für seine persönlichen Angelegenheiten brauchte er schon seit etwa zehn Jahren nicht mehr. Die Dinge seines Lebens schienen geregelt bis zu dem Zeitpunkt des Anrufs aus dem Krankenhaus. Dem Einzug in das Appartement vor etwa 10 Jahren war ein jahrelanges Leben auf der Straße vorausgegangen.

Als der Sozialarbeiter mit einer Praktikantin bei Herrn S. im Krankenhaus erschien, lag er in einem Einzelzimmer und war gerade beim Essen. Um ihn herum waren Essensreste auf der Bettdecke verteilt. Um den Schaden zu mindern, hatte Herr S. Zeitungen ausgebreitet. Herr S. war bis auf die Knochen abgemagert. Sein Gesicht war an den Wangen total eingefallen. Feste Nahrung konnte er offensichtlich nicht mehr ohne Schmerzen zu sich nehmen. Seine Sprachfähigkeit war sehr eingeschränkt, denn sein Kehlkopf war wegen eines Krebsleidens wegoperiert. Nach längeren umständlichen Versuchen, mitzuteilen, was er genau wünschte, gelang es immer besser, ihn zu verstehen. Bei dieser Gelegenheit teilte der Arzt dem Sozialarbeiter mit, dass Herr S. auf keinen Fall wieder für sich selber wird sorgen können. Der Sozialarbeiter sollte doch für ihn nach einem Pflegeplatz Ausschau halten. Die Lebenserwartung von Herrn S. sei sehr gering. Herr S. könne noch zwei, drei Wochen, vielleicht aber auch 3 Monate oder auch noch ein halbes Jahr leben. Er wisse es einfach nicht, eine genauere Einschätzung könne er nicht abgeben. Der Sozialarbeiter fragten ihn, ob Herr S. Bescheid wisse, was der Arzt verneinte. Der Sozialarbeiter bekam von Herrn S. die Wohnungsschlüssel und machte sich mit der Praktikantin auf den Weg. Die Wohnung lag im ober-

ten Stockwerk eines dreigeschossigen Wohnhauses, das nur von Männern aus dem Armenmilieu bewohnt wurde. Der Wohnstandard war sehr einfach. Gemeinsame Toilette auf jedem Stockwerk, und die Größe der Zimmer war auch nicht überwältigend. Das Zimmer von Herrn S. hatte so um die 12 Quadratmeter. Als die Wohnungstür aufgeschlossen wurde, fiel der Blick in ein total vermülltes Zimmer. *»Um Gottes Willen, was ist denn das? Das gibt's doch nicht, das ist unglaublich! Das glaubt kein Mensch.«* So etwa waren die Worte beim Eintritt in die Lebenswelt des Herrn S.

Überall lagen Essensreste, standen verschimmelte Töpfe lagen Wäschehaufen auf dem Bett. Das Zimmer stank fürchterlich. Fliegen und andere Insekten kamen dem Sozialarbeiter und der Praktikantin entgegen, so dass sie entsetzt zurückwichen. Sie öffneten auf dem Flur die Fenster, atmeten frische Luft. Sie überlegten, wie sie an den Geldbeutel, den Herr S. beschrieben hatte, falls er in diesem Chaos liegen sollte, am schnellsten herankommen konnten. Dann holten sie tief Luft und tauchten wieder in die vermüllte Welt ein. Auch Sozialarbeiter haben manchmal Glück. Der Geldbeutel lag tatsächlich auf dem kleinen Tisch, der mit den verschiedensten Gegenständen wie Taschenmesser, Büchsenöffner, geöffneten Tomatenbüchsen, Bekleidungsstücken, geöffneten und

ungeöffneten Briefen, Armbanduhren, Zeitungen, Prospekten, Marmeladengläsern ohne Deckel, Schuhkartons, Hosengürtel und Hosenträgern usw. bedeckt war. Sie schnappten den Geldbeutel und verließen, so schnell es ging, das Zimmer und schlossen ab. Sie sprachen mit dem Bürgerservice »Leben im Alter« und suchten schon mal vorsichtshalber ein Alten-



und Pflegeheim. Noch einmal hatten sie unglaubliches Glück, innerhalb von zwei Tagen fanden sie ein Pflegeheim. Alles schien geregelt, schließlich hatte sich Herr S. nach mehrmaligen intensiven Gesprächen bereit erklärt, in ein Pflegeheim einzuziehen. Ein Krankenwagen brachte ihn hin. Nur drei Stunden war er dort, dann verließ er es.

Der Sozialarbeiter ließ den Vermissten mit Hilfe der Polizei suchen. Nach ein paar Tagen tauchte der sterbenskranke Herr S. in seiner vermüllten Wohnung auf. Da Herr S. wegen massiver Eigen- und Fremdgefährdung so nicht in der Wohnung bleiben konnte, er andererseits auch nicht in das Pflegeheim zurückwollte, blieb nur ein Ausweg: Nach zahlreichen Gesprächen konnte Herr S. dazu überredet werden, seine Wohnung von einer Spezialfirma entmüllen zu lassen. Gott sei Dank, das zuständige Sozialamt spielte auch mit. Diese Entmüllungsaktion gestaltete sich schwierig, Herr S. drängte sich ständig zwischen die Arbeiter, wollte noch dieses und jenes Möbelstück behalten. Die Praktikantin half Herrn S. beim Streichen des Zimmers. Da die alten Möbel nicht mehr gereinigt werden konnten, wurden am nächsten Tag neue gebrauchte Möbel geliefert. So sah also zunächst alles recht gut aus. Dies hielt jedoch nicht lange an, denn im weiteren Beratungs- und Betreuungsverlauf

weigerte sich Herr S. dann plötzlich, dem Sozialarbeiter die Tür zu seiner Unterkunft aufzumachen. Knapp eine Woche später war die Wohnung von Herr S. wieder verwahrlost.

Wieder stank das Treppenhaus, wieder waren das Geschirr und die Töpfe verschimmelt. Erbrochenes war auf dem Teppich. Herr S. lehnte alle Hilfeangebote wie Haushaltshilfe, Essen auf Rädern usw. ab. Er wollte, egal wie, selbstständig bleiben und in seinem eigenen, wenn auch völlig verdreckten, Zimmer verbleiben.

Die Situation stellte ein Dilemma und eine Grenzsituation für den Sozialarbeiter dar. Auf der einen Seite die fachlichen Hilfemöglichkeiten, die in letzter Konsequenz die Zwangsunterbringung des Herrn S. in einer Pflegeeinrichtung gegen seinen Willen bedeuten würden, wo man ihn einschliessen müsste, da er auch von dort mit letzter Kraft weglaufen würde. Auf der anderen Seite der letzte Wunsch eines unheilbar Kranken, der einfach nur in seinem Zimmer bleiben wollte.

Herr S. versorgte sich noch drei Wochen, so gut er konnte, selber und verstarb dann in seiner Wohnung. Der Sozialarbeiter ließ von der Feuerwehr und der Polizei die von innen verschlossene Wohnungstür zu Herrn S. aufbrechen, nachdem dieser nicht mehr auf Klopfzeichen an der Wohnungstür reagiert hatte.



Vom Krankenhaus-Sozialdienst kam der Anruf, dass Herr B. zur Entlassung anstünde. Jedoch sei unklar, ob in der Wohnung die ab sofort erforderliche ambulante Pflege möglich wäre, da sie in einem möglicherweise verwahrlosten Zustand sei. Bei Herrn B. war eine Diabetes festgestellt worden und nun musste er mehrmals täglich vom Pflegedienst Insulinspritzen bekommen. Herr B. wurde also entlassen und der Sozialarbeiter der Ambulanten Hilfe e.V. vereinbarte einen Hausbesuch auf den Nachmittag des Entlastages. Die Wohnung befand sich in einem Mehrfamilienhaus in einem bürgerlichen Stuttgarter Stadtteil. Schon von der Straße aus konnte man erkennen, dass die Fenster im dritten Stock von innen mit Zeitungen beklebt waren. Nach längerem Klingeln an der Haustüre ertönte schließlich der Türöffner. Auf den letzten Stufen der Holztreppe wiesen eingetrocknete Blutspuren den Weg in die Wohnung, deren Türe leicht geöffnet zum Eintreten aufforderte. Das Betreten der Wohnung bedeutete den Eintritt in eine andere Welt. Den Übergang vom sonnigen und klaren Vorfrühlingstag hinein in abgedunkelte, muffige Räume. Herr B. saß im Wohnzimmer auf der Couch. Dort war eine kleine Fläche freigehalten, auf der ein zusammengefaltetes Handtuch lag auf dem Herr

B. Platz genommen hatte. Er trug noch diese Ersatzunterhose aus Netzmaterial, die man im Krankenhaus bekommt, wenn man keine eigene Unterwäsche hat und die von den Schwestern Netzhöschen genannt wird. Der Sozialarbeiter hatte 19 Jahre Berufserfahrung, aber schon beim Eintritt in die Wohnung wurde ihm klar, dass er eine derartig vermüllte Wohnung bislang noch nicht gesehen hatte. Klar war auch sofort, dass eine ambulante medizinische Versorgung des Herrn B. in der Wohnung im jetzigen Zustand auf Dauer nicht verantwortbar sein würde. Es fehlten einfach die hygienischen Mindestanforderungen. Zunächst unterhielt er sich mit Herrn B. über die Möglichkeiten des weiteren Vorgehens. Im Gespräch äußerte Herr B., dass er auf jeden Fall in der Wohnung bleiben wollte. Dies hätte jedoch nur einen Sinn, wenn die Wohnung entrümpelt und grundgereinigt werden würde. Da er dies aus gesundheitlichen Gründen nicht konnte, musste versucht werden, einen Kostenträger für diese Leistungen zu finden. Grundlage für jeden Antrag ist zunächst eine genaue Beschreibung der angetroffenen Situation und damit des Bedarfes. Der Sozialarbeiter begann also den Zustand der Wohnung und der einzelnen Zimmer schriftlich festzuhalten:

### **Protokoll vom Zustand der Wohnung:**

#### **Wohnzimmer:**

*Vorhänge geschlossen, Fenster mit Zeitungen beklebt. Couch, zwei Sessel, Couchtisch, TV-Gerät auf Regal. Gaseinzelofen läuft, jedoch wurde von Herrn B. seine Verkleidung abgebaut, wie er sagt um den Ofen zu reparieren. Überall stehen alte Elektrogeräte (Tonband, Radio, PCs, etc) herum. Herr B. sagt, er hätte früher daran gebastelt, aber inzwischen keine Lust mehr. Viele Stapel mit Papier. Verpackungen. Verschiedene Wäschehaufen. Auf dem Boden Dutzende leere Flaschen. Herr B. sitzt auf der Couch, wo er sich einen kleinen Platz freigehalten hat.*

#### **Flur:**

*Dutzende leere Flaschen, Dutzende leere Tetra-Pack von Wein. Mehrere Müllsäcke und gelbe Säcke. Konserven voll und leer. Müll und Sperrmüll.*

#### **Schlafzimmer:**

*Viele Haufen mit ungewaschener Wäsche auf dem Fußboden. Großer Wäscheschrank, in dem sich, wie Herr B. sagt noch Wäsche für viele Monate befindet. Das Bett ist unbezogen und stark verschmutzt. Vor dem Bett liegen Tücher voll geronnenem Blut. Offenbar noch vom Blutsturz*

*weswegen Herr B. ins Krankenhaus musste. Auf dem Teppichboden viele Spuren von eingetrocknetem Blut- und Kotresten.*

#### **Bad:**

*Sehr stark verschmutzt. Viele Haufen ungewaschener Wäsche. Gefüllter gelber Sack. Müll liegt überall herum, da Herr B. den Abfluss des Waschbeckens selbst repariert hat (wann?). Der Zugang zum Waschbecken ist frei.*

#### **Küche:**

*Auf der Spüle ein ca. 80cm hoher Berg aus Verdrahtungen von Sektflaschenverschlüssen. Auf dem Fußboden mehrere meterhohe Haufen aus leeren Wein-Tetrapacks. Ein weiterer Berg aus leeren Milchtüten. Sehr viele leere Flaschen. Herd stark verschmutzt, Backofentüre halb abgerissen. Ungespülte Töpfe auf dem Herd, jedoch kaum Speisereste in der Küche. Dem ersten Anschein nach auch kein Ungeziefer zu sehen.*

#### **Kinderzimmer:**

*Viel Müll und Sperrmüll. Mehrere Satellitenschüsseln und defekte Elektrogeräte. Etliche Haufen mit ungewaschener Wäsche. Viele Schachteln. Es scheint das aufgeräumteste*



und unbenutzteste Zimmer zu sein.

**Speisekammer:**

*Bis unter die Decke angefüllt mit Müll.*

**Kleines Zimmer neben Kinderzimmer:**

*Wurde früher als Bastelzimmer verwendet. Voller Elektronikteile.*

**Toilette:**

*Extrem stark verschmutzt. Kotreste, Toilettenpapier, aufgeweichter Boden.*

Herr B. sagt die Wohnung befindet sich seit ca. einem Jahr in diesem Zustand. Er wohnt seit 20 Jahren in dieser Wohnung. Früher mit seiner Frau und seiner Tochter. Seit der Scheidung alleine.

Die Zimmertüren hat Herr B. versucht abzubeizen, weil ihm die weiße Farbe nicht mehr gefallen hat. Sie sind jetzt in roh- abgebeiztem Zustand. Alle Wände und Decken sind dunkelbraun.

**Wie ging es weiter?**

Noch vor dem Verlassen der Wohnung versuchte der Sozialarbeiter dem Klienten verständlich zu machen, dass es schwierig werden würde die Kosten für die Entrümpelung und Grundreinigung der Wohnung übernommen zu bekommen. Und falls sich ein Kostenträger fände, würde die Entscheidung und Durchführung geraume Zeit in Anspruch

nehmen.

Herr B. wiederum bestand darauf in der Wohnung zu bleiben. Der Umzug in eine Pflegeeinrichtung kam für ihn nicht in Frage. Einen Zusammenhang vom Zustand der Wohnung mit seiner lebensbedrohlichen gesundheitlichen Situation sah er nicht. Der Sozialarbeiter begann noch am gleichen Tag mit der Kontaktaufnahme zu den zuständigen Ämtern und Stellen.

In den nächsten sechs Wochen gab es sehr intensiven und arbeitsaufwändigen schriftlichen, telefonischen und persönlichen Kontakt mit folgenden Beteiligten:

Dem Job-Center (Abklärung der Möglichkeiten der Kostenübernahme für Entrümpelung), dem Sozialamt (Abklärung eventueller Leistungen), dem ambulanten Pflegedienst (Kordinierung der Pflege in den Zeiten, in denen Herr B. zu Hause war), Entrümpelungs- und Reinigungsfirmen (Angebote einholen), Krankenhaus Pflegestation (Herr B. kam schon am Folgetag wieder stationär in's Krankenhaus), Krankenhaus Stationsärzte, Krankenhaus Ober- und Chefarzt (Abklären der Frage, ob Herr B. in die verwahrloste Wohnung entlassen werden konnte), Krankenhaus Sozialdienst, medizinische Dienst des Gesundheitsamtes (Einstufung des Herrn B. als nicht arbeitsfähig), Notar der Betreuungsbehörde (Anregung einer Betreuung) und natürlich häufi-

ger Kontakt mit Herrn B. , dessen gesundheitlicher Zustand sich schlecht entwickelte, so dass er meistens im Krankenhaus war und der zuständige Arzt eine Betreuung wegen akuter Selbstgefährdung anregte. Dadurch kam Herr B. dann letztendlich gegen seinen Willen in eine Pflegeeinrichtung, in der jedoch seine medizinische Versorgung gesichert war. Der Fall endete also aus sozialarbeiterischer Sicht anders als zunächst angestrebt. Jedoch war der Strategiewechsel im Sinne des Klienten, der nur so eine Überlebensperspektive wahren konnte.



Herr Drossler war 63 Jahre alt, als er das erste Mal zur Ambulanten Hilfe kam.

Mit seiner Frau wohnte er in einer kleinen Wohnung in Bad Cannstatt. Seine Frau war seit ihrem Schlaganfall halbseitig gelähmt und mußte im Rollstuhl sitzen. Herr Drossler versorgte und pflegte sie – rund um die Uhr.

Herr Drossler betrieb als Selbständiger einen kleinen Spielzeugladen in einem Stuttgarter Stadtteil.

Viele Jahre lebten Herr Drossler und seine Frau zwar selbständig, aber immer am Rande der Existenz.

Mit der Zeit entstanden Mietschulden. Der Laden warf nicht genügend Ertrag ab.

Herr Drossler wollte keine Hilfe von außen. Er redete sich ein, es schon alleine zu packen.

Die Mietschulden häuften sich. Irgendwann wurde der Strom abgestellt. Die Wohnung wurde gekündigt, schließlich stand die Räumungsklage bevor.

Genau einen Tag vor der Zwangsräumung kam vom Sozialamt grünes Licht zur Übernahme der Mietschulden.

Ein Mitarbeiter der Stelle zur Verhinderung von Wohnungslosigkeit hatte das Schlimmste, nämlich die Räumung, verhindern können. Außerdem vermittelte er Herrn Drossler und seine Frau in die Beratungsstelle der Ambulanten Hilfe, zur Vorbeugung,

damit es nicht noch einmal zum Räumungstermin kommen sollte. Denn eines war klar: Ein weiteres Mal würde das Sozialamt die Mietschulden nicht mehr bezahlen.

So kam Herr Drossler in die Ambulante Hilfe. Anfangs war er noch etwas zurückhaltend und wußte nicht so recht, was ihm die Beratung bringen sollte. Doch mit der Zeit wurden die regelmäßigen Gespräche für ihn immer wichtiger. Er fasste Vertrauen und fühlte sich gut aufgehoben. Kurz: Es ging ihm viel besser.

Ein Sozialarbeiter der Ambulanten Hilfe sorgte in Zusammenarbeit mit dem Sozialamt dafür, dass jeden Monat die Miete pünktlich bezahlt wurde. Herr Drossler musste hierfür jeden Monat seine Ladenabrechnung vorlegen. Damit wurde dann die ergänzende Hilfe beim Sozialamt beantragt. So konnte sichergestellt werden, dass Herr Drossler das Geld zum Leben reichte. Schließlich fand Herr Drossler heraus, dass er mittels Ebay seinen Umsatz deutlich steigern konnte. Das Computerwissen eignete er sich mit Hilfe eines Bekannten an. Dank Ebay bekam er die Hoffnung, dass er seinen Laden noch eine Weile halten konnte – trotz seines Alters.

Allmählich konnte er das Leben wieder genießen.

Diese Basis war für Herrn Drossler überlebenswichtig, als vor 5 Monaten seine Frau überraschend starb. Über

dreißig Jahre waren die beiden verheiratet. Herr Drossler trauerte sehr um seine Frau, auch wenn er immer wieder von Problemen in der Ehe erzählt hatte. Häufig flossen in den Beratungsgesprächen die Tränen.

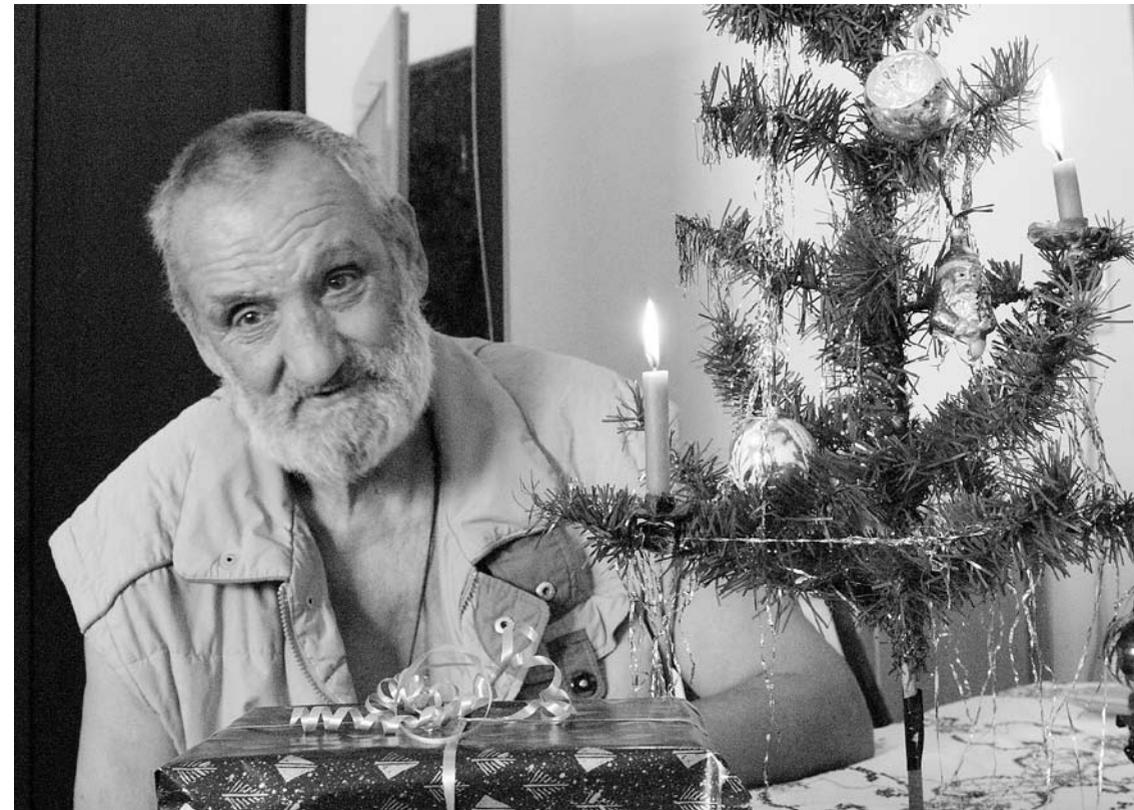
Allerdings hätte Herr Drossler die Lücke, die seine Frau zurückließ, noch schmerzlicher empfunden, hätte er nicht die Ambulante Hilfe gehabt.

Mit der Zeit kam er über den Verlust hinweg und lernte wieder positive Seiten kennen: Plötzlich hatte er wieder mehr Zeit für sich und vor allem für

seinen Laden, der ihm so wichtig war. Heute ist Herr Drossler über die Entwicklung im letzten Jahr - von der Trauer um seine Frau abgesehen – sehr zufrieden.

Durch die Unterstützung der Ambulanten Hilfe hat sich seine Situation, sowohl die materielle als auch die psychische, sehr verbessert.

Er sieht wieder eine Zukunft vor sich. Dieser Optimismus war ihm lange Zeit, besonders in der Zeit der Räumungsklage, abhanden gekommen.





*Ich habe keine Chance, aber ich nutze sie. Dachte sich Hartz IV Empfänger Herr M. Unter Zuhilfenahme seiner uralt-Adler Nähmaschine mit Fußantrieb, sowie alter LKW-Planen, gebrauchter Baustellen-Abdeckungen und Second-Hand Kleidung, hat er sich eine ansehnliche und massgeschneiderte Trash-Kollektion zusammengenäht. Manche hypergestylte Berliner Edelbutique würde vor Neid erblassen!*



Herr Fleck ist 46 Jahre alt. Er wurde in der Nähe von München als fünftes von fünfzehn Kindern geboren. Aufgewachsen ist Herr Fleck bei Pflegeeltern. Als er in der 7. Klasse war, erblindete er am rechten Auge wegen einer Netzhautablösung. In der 8. Klasse gab es einen Zwischenfall im Elternhaus von Herrn Fleck. Der jugendliche Herr Fleck hielt die Brutalität seines Vaters gegenüber seiner Mutter nicht mehr aus. Der Vater kam jeden Abend betrunken nach Hause und schlug regelmäßig die Mutter. Damals konnte Herr Fleck nicht anders und verprügelte wiederum seinen Vater. Der reagierte mit Morddrohungen. Daraufhin wurde Herr Fleck durch das Jugendamt in ein Heim gebracht. Dort schloss er seine Schullaufbahn mit der Note 2,1 ab. Gleich im Anschluss fand er eine Lehrstelle bei einem Bäcker. Im zweiten Lehrjahr zeigten sich zum ersten Mal kleine Hautausschläge. Mitte des dritten Lehrjahres war die Diagnose klar: Mehlallergie! Den Gesellenbrief bekam Herr Fleck noch, aber im Beruf arbeiten konnte er nicht. So arbeitete er meist als Lagerarbeiter. Die letzten 9 Jahre war Herr Fleck in einer Großküche beschäftigt. In dieser Zeit ging es ihm zunächst gut. Er hatte einen geregelten Tagesablauf, ein gutes Auskommen. Mit Hilfe einer Sozialarbeiterin schaffte er es sogar, seinen beträchtlichen Schuldenberg abzutragen. Den hatte er sich durch

Bestellungen im Versandhandel angehäuft, die teilweise auch seine ehemalige Lebenspartnerin tätigte. Die Sozialarbeiterin, die Herrn Fleck damals betreute, unterstützte ihn auch bei seinen Wohnungsproblemen. Mehrmals schon hatte Herr Fleck Abmahnungen vom Vermieter bekommen wegen des schlimmen Zustandes seiner Wohnung. Der Müll sammelte sich und damit auch der Schmutz und Ungeziefer. Jedesmal, wenn der Hausverwalter Herrn Fleck ohne Voranmeldung aufsuchte – dies tat er, denn er wusste um die Neigung des Mieters, Müll zu sammeln – kam postwendend die Abmahnung. Mit der Zeit wurde auch das Arbeitsverhältnis für Herrn Fleck unerträglich, die Schichtarbeit, die Belastung durch Kollegen, die ihn mobbten. All dies führte dazu, dass Herr Fleck vor mittlerweile eineinhalb Jahren das Handtuch warf. Er kündigte die Arbeit, brach den Kontakt zu seiner Sozialarbeiterin ab und verkroch sich mehr oder weniger in seiner vermüllten Wohnung. Ohne Arbeit hatte er auch kein Geld mehr um seine Miete zu zahlen und nach genau zwei Monaten erhielt Herr Fleck keine Abmahnung mehr, sondern gleich die fristlose Kündigung wegen Mietschulden von zwei Monatsmieten und Verwahrlosung. Über eine Beratungsstelle wurde Herr Fleck zu uns geschickt. Und so kam er das erste Mal in die

Beratungsstelle der Ambulanten Hilfe: Niedergeschlagen, hoffnungslos, übelriechend. Aber den Willen, sein Leben in die Hand zu nehmen und nach vorne zu schauen, hat Herr Fleck – Gott sei Dank – nie ganz aufgegeben. Zu Beginn unseres Kontaktes ging es um ganz elementare Dinge: Woher bekommt Herr Fleck Geld zum Leben? Kann die Wohnung erhalten werden, wenn ja, wie? Wie kann der Zustand der Wohnung verbessert werden? Viele Telefonate, Berichte meinerseits und Ämtergänge durch Herrn Fleck waren notwendig, um endlich eine Besserung zu erzielen: Herr Fleck

bekam zunächst gekürzte Sozialhilfe womit er sich das Notwendigste zum (Über)leben kaufen konnte. Er stellte beim Arbeitsamt einen Antrag auf Arbeitslosengeld und bekam dies auch nach der Sperrfrist (er hatte sein Arbeitsverhältnis ja selbst gekündigt). Mit diesem Einkommen war er dann sogar unabhängig von der Sozialhilfe. Die Mietschulden wurden übernommen unter der Voraussetzung, dass Herr Fleck weiterhin im Rahmen des ambulanten betreuten Wohnens von der Ambulanten Hilfe die Unterstützung erhält, die er braucht, um seine Wohnung zu halten. So wurde bei uns



eine Geldverwaltung eingerichtet, um die künftigen Mietzahlungen und den Lebensunterhalt von Herrn Fleck zu sichern. Mit Geld umgehen kann Herr Fleck aber sehr gut, sodass wir die Geldverwaltung als vorübergehende Maßnahme sehen, die wir irgendwann wieder einstellen können. Durch die regelmäßig stattfindenden Hausbesuche wird sichergestellt, dass die Wohnung nicht mehr vermüllt. Herr Fleck hat gemerkt, dass er sich immer wieder aufraffen muss, damit die Unordnung ihm nicht wieder über den Kopf wächst. In den letzten Wochen und Monaten wurde Herrn Fleck zusätzlich zu meiner Betreuung noch ein Nachbarschaftshelfer zur Seite gestellt, der mit ihm zusammen die Ecken der Wohnung beackerte, die schon lange keinen Putzlappen mehr gesehen hatten. Im Zuge dessen konnten wir mit einer einmaligen Beihilfe des Sozialamtes und der Weihnachtsaktion der Stuttgarter Zeitung einige Möbel, die unbrauchbar waren, ersetzen. Auch die Bettbezüge, die Herr Fleck bisher als Vorhänge in die Fenster gepinnt hatte, ersetzen wir durch hübsche Vorhänge. Die Wohnung gefällt Herrn

Fleck inzwischen selbst so gut, dass er eine ungeheure Motivation hat, dafür zu sorgen, dass die Wohnung so schön bleibt. Unser Ziel ist, dass er dies auch ohne Nachbarschaftshilfe und ohne die Ambulante Hilfe dauerhaft schafft.

Erfahrungsgemäß stecken ja hinter diesem sogenannten »Messie-Syndrom« tieferliegende psychische Ursachen. Um diese zu bearbeiten, wurde begleitend eine Gesprächsreihe bei einer erfahrenen Psychologin begonnen. Es hängt nun viel davon ab, ob Herr Fleck damit befähigt wird, die Ursachen für seine Verwahrlosungstendenzen zu erkennen und ihnen gegenzusteuern.

Auf einem guten Weg ist er zweifelsohne. Was ihm allerdings fehlt, sind Kontakte nach außen. Optimal wäre es für ihn, wieder eine Arbeit zu finden. So hätte er Kontakt und einen geregelten Alltag. Doch mit seinen gesundheitlichen Einschränkungen – Herr Fleck ist auf einem Auge erblindet und hat erhebliche Rückenprobleme – und seiner einseitigen Berufserfahrung wird für ihn eine Vermittlung auf dem Arbeitsmarkt äußerst schwierig sein.



Wir haben es in der Beratung mit sehr vielen, sehr unterschiedlichen Menschen zu tun. Deshalb bekommen wir auch eine breite Palette von Geschichten zu hören.

Einige dieser Geschichten vergisst man nicht mehr, weil dramatische Schicksalsschläge brutal ein Leben aus sicher geglaubten Bahnen geworfen haben oder weil sich in atemberaubender Zeit eine scheinbar ausweglose Situation zum Guten hat wenden lassen. Solche Geschichten drängen sich auf, wenn wir nach Fallbeispielen für unsere Jahresberichte suchen.

Es gibt aber viel mehr Geschichten, die nicht erzählt werden; im Leben dieser Menschen passiert nichts Sensationelles, nicht einmal etwas Ungewöhnliches. Sie tauchen in unserem Jahresbericht nur in der Statistik auf oder – richtiger gesagt – sie gehen in der Statistik unter: als Durchschnitt.

Herr Braune ist so einer; einer von vielen, denen es im Leben ähnlich ergangen ist, einer, der über keine abgeschlossene Ausbildung verfügt, einer, der über 30 Jahre seines Lebens gearbeitet hat und oft von seinen Arbeitgebern nicht zur Versicherung angemeldet worden ist. Einer, der jetzt schon 15 Jahre arbeitslos ist; einer, der deshalb nicht einmal mehr bei den über 4 Millionen Arbeitslosen mitgezählt wird. Einer, der nicht von seiner Rente allein leben können.

Er wurde im Mai 1940 im Osten des Deutschen Reichs geboren. Nach Ende des zweiten Weltkriegs lag sein Geburtsort in der DDR. Nach der Volksschule verließ er die DDR im Alter von 14 Jahren, um im Westen Arbeit zu finden. 1956 kam er nach Stuttgart und ist bis heute hier geblieben. Ohne Ausbildung bekam er nur Arbeitsstellen für ungelernete oder angelernte Arbeiter und war hauptsächlich auf dem Bau oder »auf Montage« beschäftigt – unter anderem als Kranführer. Bei schlechter Auftragslage war er ohne Qualifikation immer wieder einer von denen, die gekündigt wurden. So wechselten sich bei ihm ständig Zeiten knochenharter Arbeit mit Perioden von Arbeitslosigkeit ab. 1974 war er zum ersten Mal gezwungen, beim Sozialamt einen Antrag zu stellen. Mit den Arbeitsstellen wechselte auch seine Unterbringung. So war er bis zum Jahr 1989 zwar ständig in Stuttgart gemeldet, aber über diverse Firmenunterkünfte hinaus noch nie zu einer eigenen Wohnung gekommen. Mit dem Konkurs seiner damaligen Firma Ende 1989 endete auch seine letzte Arbeitsstelle.

Er war dort zu kurz beschäftigt gewesen, um Ansprüche gegenüber dem Arbeitsamt erarbeitet zu haben. Seit seinem 50. Lebensjahr lebt er ausschließlich von Sozialhilfe. Er musste damals auch seine Unterkunft räumen, kam bei seiner verzweifel-



*Herr Braune*

ten Suche nach irgendeinem Ersatz schließlich zur ambulanten Hilfe und wurde von uns in die Städtische Fürsorgeunterkunft »Bei der Meierei« vermittelt.

In dieser reinen Männerunterkunft hatte jeder Bewohner zwar ein eigenes Zimmer, die Küchen und Sanitärräume mussten aber gemeinsam benutzt werden. Bei der wild zusammengewürfelten Bewohnerschaft gab es natürlich große Unterschiede in den Verhaltensweisen: Neben Leuten, die ihr Zimmer (und auch die Gemeinschaftsräume) verkommen

ließen, versuchten andere Menschen wie Herr Braune, auch in den gemeinsamen Räumlichkeiten wenigstens ein Mindestmaß an Ordnung zu erhalten. Das eigene Zimmer von Herrn Braune war immer eine der Oasen der Sauberkeit.

Ständig ertragen konnte er den Zustand der Fürsorgeunterkunft mit den Jahren aber immer weniger. So begann er sozusagen ein Doppelleben: In der warmen Jahreszeit hielt er sich immer öfter in einem Gartengrundstück auf, das er mit Einverständnis der Besitzerin liebevoll pflegte.

Er konnte sogar in einem kleinen Häuschen übernachten, bewachte somit das Grundstück und kam manchmal wochenlang nicht in die Fürsorgeunterkunft.

So gut er sich um seinen Verfügungsbereich in der Unterkunft oder im Gartengrundstück kümmerte, so wenig war er in der Lage, seine Situation grundsätzlich zu verändern. Niemand wollte mehr seine Arbeitskraft, das Arbeitsamt hatte ihn ebenfalls schon längst abgeschrieben. Sich selbständig eine eigene Wohnung zu suchen, schaffte er auch nicht – ja er traute es sich nicht einmal! Wir beantragten mit ihm einen Wohnberechtigungsschein und die Aufnahme in die Notfalkartei.

Als er nach langer Wartezeit 2001 endlich kurz hintereinander zwei Angebote bekam, wurde dennoch nichts daraus. Im ersten Fall hätte er die Wohnung liebend gerne genommen. Sie war ziemlich alt und abgewohnt. Er machte schon konkrete Pläne, sie gründlich zu renovieren. Er hatte sich bei der Wohnungsgesellschaft als erster gemeldet und bekam eine Absage mit der Begründung, die Wohnung werde lieber an jemanden vergeben, der über ein eigenes, wenn auch kleines Einkommen verfüge.

Er war maßlos enttäuscht. Im zweiten Fall hätte er die Wohnung vielleicht bekommen. Es handelte sich um eine 2-Zimmer-Senioren-Wohnung mit kos-

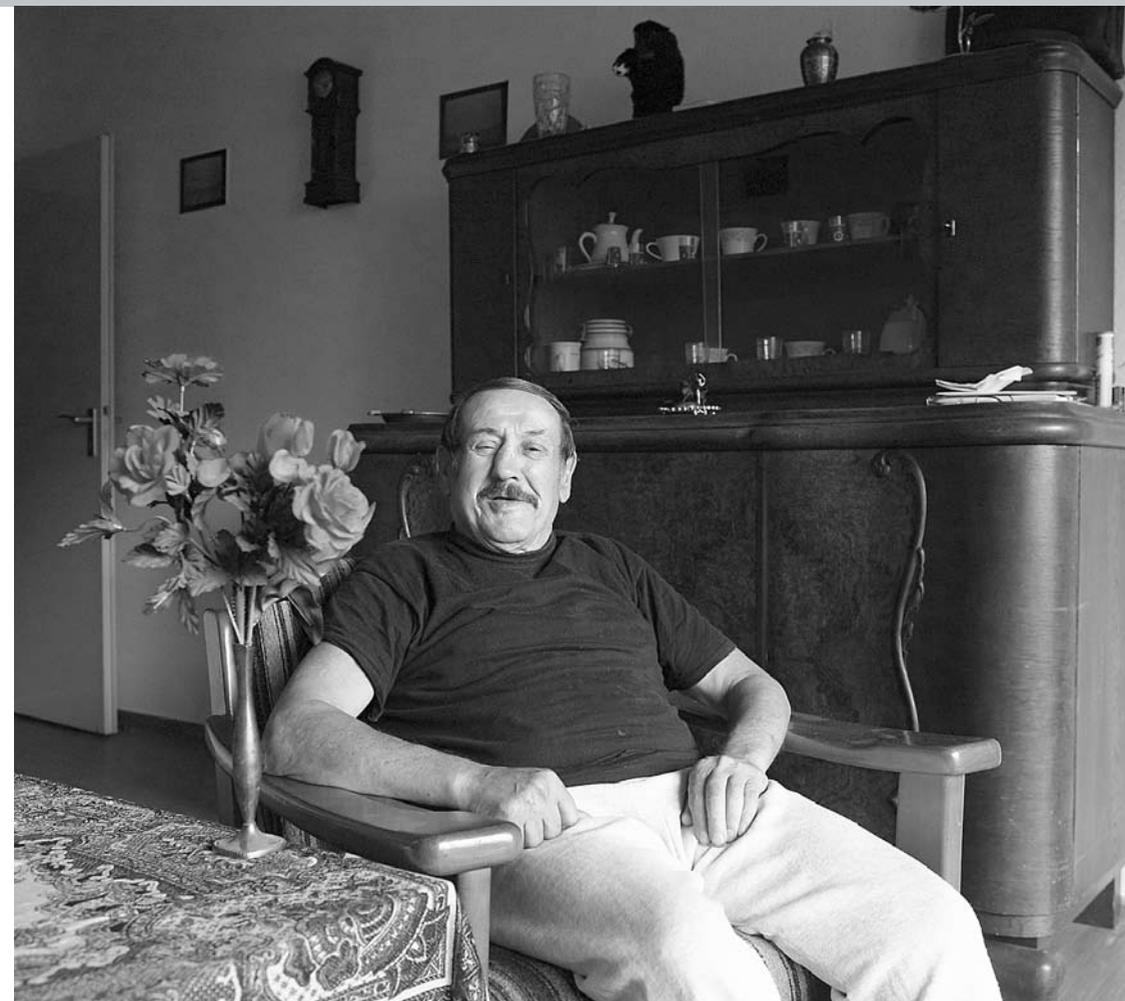
tenpflichtigem Betreuungsangebot. Bei der Besichtigung der Wohnung kurz vor der Fertigstellung des großen Gebäude-Komplexes trafen wir auf lauter andere Miet-Interessenten, die offensichtlich aus der gediegenen Mittelschicht stammten. Herr Braune machte einen Rückzieher: Da passe er nicht hin. Außerdem wisse er nicht, was er mit dem zweiten Zimmer machen sollte; er habe noch nie zwei Zimmer gehabt.

Dennoch musste er im Jahr 2001 umziehen. Die Fürsorgeunterkunft »Bei der Meierei« sollte für die Realisierung einer Gewerbe-Planung abgerissen werden. Die Bewohner wurden in eine ehemalige Asylbewerber-Unterkunft umgesetzt. Die neue Unterbringung war alles andere als eine Verbesserung. Herr Braune flüchtete noch häufiger in das Gartenhäuschen, er hatte die Hoffnung aufgegeben, noch eine richtige eigene Wohnung bekommen zu können.

Anfang 2004 kam er als Notfall ins Krankenhaus, nur mit einer Notoperation konnte sein Leben gerettet werden. Ein krebsartiges Geschwür musste entfernt werden, er hatte stark abgenommen und begann sich auf »seinem Landsitz« langsam zu erholen.

Bis hier hin ist das eine ganz normale, durchschnittliche Geschichte - nichts Besonderes eben!

Aber dann hatte Herr Braune



endlich doch noch richtig Glück: Mitte Mai bekamen wir in der Ambulanten Hilfe eine Anfrage des Bau- und Wohnungsvereins Stuttgart. Gesucht wurde ein über 60-jähriger Mensch für eine Ein-Zimmer-Wohnung. Die Ambulante Hilfe sollte einen Vorschlag machen. Die vorgeschlagene Person werde einen un-

befristeten Mietvertrag bekommen. Herr Braune sah sich die Wohnung an und war begeistert. Trotzdem traute er sich kein einziges Mal allein zur Verwaltung der Wohnungsgesellschaft. Als wir alle Formalitäten mit ihm geregelt hatten, zog er im Juli ein. Seither ist er dabei, die Wohnung zu seinem »Schmuckkästchen« zu machen.



Hallo Leute

*Ich weiß nicht so richtig wie ich anfangen soll, denn ich wurde gebeten, meine Lebensgeschichte zu erzählen, aber die ist so kompliziert, dass ich nicht weiß wo ich anfangen soll.*

*Also, ich bin der Blacky,  
bürgerlich auch Torsten genannt.*

*Ich bin 36 Jahre alt und habe davon mindestens 20 Jahre Sauferei hinter mir. Geboren bin ich in der ehemaligen DDR und bin seit 1986 hier im Westen.*

*Ich hab ein ziemlich bewegtes Leben hinter mir.  
Drogen, Alkohol etc., etc...*

*Ich war auch ziemlich lange obdachlos, hab' aber mein Leben so langsam wieder im Griff.*

*Ursprünglich hatte ich mein Leben über vier DinA-4 Seiten ausgebreitet, aber mittlerweile bin ich der Meinung, dass mein Leben niemanden was angeht. Sorry!*

*Also in Kurzversion:*

*Ich hatte schon immer ein Alkoholproblem. Ist mir mittlerweile eigentlich auch egal. Ich hab in meinem Leben kräftig in die Scheiße gegriffen und bin nicht immer unschuldig dabei gewesen.*

*Aber das Leben macht hart. Ich habe 2x durch Tod eine Verlobte verloren, habe meine eigene Tochter mit 3 Monaten durch Kindstod verloren, ich bin einfach nur kaputt.*

*Ich hab keine Freundin zur Zeit, keinen Hund (Ich bin Hundeliebhaber), keine Kinder und keine Perspektive.*

*Aber ich bin froh,  
dass mir die Ambulante Hilfe Stuttgart hilft.*

*also,  
Euer Blacky*



Herr V. kam schon im vorletzten und letzten Jahr in unsere Beratungsstelle. Immer wieder ging ihm das Geld aus, bekam er ein Schreiben wegen seiner Schulden oder hatte ein anderes Problem. Schon damals war klar: Herr V. ist alkoholkrank und leidet wegen des jahrelangen Alkoholkonsums unter Polyneuropathie, einer Nervenerkrankung, die mit der Zeit das selbstständige Gehen unmöglich macht.

Ende 2004 teilte uns das Sozialamt mit, dass Herr V. dringend unsere Hilfe braucht, dass seine Wohnung in einem schlechten Zustand sei.

Beim ersten Hausbesuch sah es so aus: Überall lagen Mülltüten, die Küche verdreckt, der Boden ebenso, es roch fürchterlich nach Müll und Urin.

Herr V. wohnt in einem Zimmer von ca. 16 qm mit kleiner Küche, Bad und Flur. In seinem Zimmer hat er zwei Sofas, das eine brauchbar, das andere, auf dem er schlief, völlig durchgesessen, der Bezug zerrissen. Keine Bettwäsche, kein Kopfkissen vorhanden. An den Zustand der Wohnung hatte sich Herr V. anscheinend gewöhnt. Doch er zeigte sich sehr

frustriert über seine Krankheit, die zunehmende Schwäche in seinen Beinen. Immer wieder sprach er von Arbeit, die er sich suchen wolle und von einer Umschulung, die er vor Jahren gemacht hatte.

Mit der Zeit bekam die Wohnung ein ansehnlicheres Gesicht. Ein Staubsauger wurde beschafft, die Waschmaschine angeschlossen. Damit konnten endlich die beinahe schwarzen Vorhänge gewaschen werden. Das marode Sofa holte auf Bestellung der Sperrmüll ab und Herr V. bekam über die Krankenkasse ein Pflegebett. Dann bot sich ein alter Freund, der vom Alkohol losgekommen ist, an, die Wohnung zu renovieren. Er tat dies sehr fürsorglich und ohne Bezahlung, aus Mitleid mit seinem kranken Freund.

Schon beim ersten Hausbesuch war klar: Damit Herr V. überhaupt in der Wohnung bleiben kann, muss eine Sozialstation gefunden werden, die die Reinigung der Wohnung und die Einkäufe übernimmt. Dies war kein Problem. Die örtliche Diakoniestation war sofort bereit Abhilfe zu schaffen. Es wurde aufgrund der Dringlichkeit umgehend angefangen, ohne Kostenübernahme durch irgendeine Stelle.

Und hier stellte sich ein ungeheures Problem ein: Da die offensichtliche Erwerbsunfähigkeit des Herr V. niemals amtlich festgestellt worden war, wurde er mit der Umstellung der



Hartz-IV-Gesetze dem SGB II zugeordnet, war also offiziell arbeitsfähig. Für solche Menschen sind in diesem Gesetz keine Dienstleistungen wie Nachbarschaftshilfe etc. vorgesehen, d. h. der Antrag wurde sowohl vom zuständigen Jobcenter als auch vom Sozialamt abgelehnt.

Um diesen – wie wir meinen – grundsätzlichen Fall zu klären, beschritten wir mit Hilfe eines Anwaltes den Rechtsweg und so konnte nach gut 7 Monaten Verfahrensdauer eine Kostenzusage des Sozialamtes für die hauswirtschaftliche Hilfe erwirkt werden. Den mühevollen Weg bis zu diesem Ergebnis zu beschreiben, würde diesen Bericht unendlich ausdehnen. Zusammenfassend soll nur angemerkt werden, dass im Fall von Herrn V. uns Praktikern erschreckend deutlich wurde, wie sich durch eine unklare Gesetzeslage Behörden gegenseitig

blockieren und wie sich das im Einzelfall drastisch auswirkt.

Sehr dankbar sind wir der Diakoniestation, dass sie über eine so lange Zeit der Unsicherheit das Notwendigste für Herrn V. getan hat, nämlich Lebensmittel einkaufen. Dabei musste vieles ertragen werden, was den schlechten Zustand der Wohnung angeht.

Im Laufe der Monate hat sich der Gesundheitszustand von Herrn V. weiter verschlechtert, inzwischen kann er die Wohnung nicht mehr verlassen. Er kommt zudem nicht mehr alleine auf die Toilette. Das heisst, unsere ambulante Betreuung, auch in Ergänzung mit der Diakoniestation, stößt hier eindeutig an ihre Grenze. Sollte sich die Gehfähigkeit von Herrn V. nicht deutlich verbessern, bleibt nur noch, ihn in eine Pflegeeinrichtung zu vermitteln. Herr V. ist übrigens 42 Jahre alt.



Im August 2003 kam Frau A. zum ersten Mal in unsere Beratungsstelle. Sie war arbeitslos und lebte bereits seit längerem von Sozialhilfe. Nach jahrelangem Pendeln zwischen ungeicherten Unterkünften und Obdachlosigkeit konnte sie mit unserer Hilfe eine Wohnung finden und beziehen. Durch die Beratung und dem »Glück«, eine Wohnung gefunden zu haben, stabilisierte sich ihre Situation. Sie nahm wieder Kontakt zu ihren beiden Töchtern auf und hielt diesen kontinuierlich.

Als sie sich nach 2 Jahren erneut an uns wandte, war die Stabilität stark gefährdet. Sie befand sich in einer akuten Notsituation, mit der sie alleine nicht mehr zurechtkam: Ihre Wohnung war nach den Richtlinien des JobCenters zu teuer (Frau A. lebte inzwischen vom Arbeitslosengeld II (ALG II)), weshalb sie einen Differenzbetrag der Miete von ihrem Geld für den Lebensunterhalt (345,- Euro) begleichen musste. Dies hat dann zwei Monate hintereinander nicht mehr geklappt da Frau A. krank wurde und Mehrausgaben für teure medizinische Behandlungen zu finanzieren hatte. Daraufhin erfolgte eine Kündigung des Vermieters wegen Mietschulden. Zugleich war Frau A. mit den Stromzahlungen so stark in Verzug geraten, dass der Strom abgestellt wurde. Sie konnte nicht mehr kochen und das zwei Tage, bevor sie ihre beiden

Kinder über das Wochenende zu sich holen durfte.

Hier war dringender Handlungsbedarf geboten. Um die finanzielle Misere in den Griff zu bekommen, richteten wir mit Frau A.'s Einverständnis ein Geldverwaltungskonto ein und informierten das zuständige JobCenter, mit der Bitte weitere ALG II-Zahlungen an die Zentrale Frauenberatung zu überweisen. Danach ist die Zentrale Frauenberatung in finanzielle Vorleistung gegangen und hat dem Stromanbieter die sofortige Überweisung der Stromschulden zugesichert und damit erreicht, dass Freitagmittag der Strom wieder eingeschaltet wurde - gerade rechtzeitig, bevor die Kinder zum Besuchswochenende zur Mutter kamen. Obwohl Frau A. ihre Töchter nicht bei sich erziehen kann und diese deshalb in einer Einrichtung der Jugendhilfe leben, ist der Kontakt zu den beiden gut. Die Besuchswochenenden sind integraler Teil der Jugendhilfe und daher vom Jugendamt ebenso gewollt und befürwortet wie von den Kindern und nicht zuletzt von der Mutter. Frau A. lebt und spart für diese Wochenenden.

Nachdem ihr die finanzielle Situation scheinbar hoffnungslos und verständlicherweise über den Kopf gewachsen war und sie sich an uns gewandt hatte, lernte sie über die Geldverwaltung und die regelmäßigen Gesprächen mit der Sozialarbeiterin sich die zu

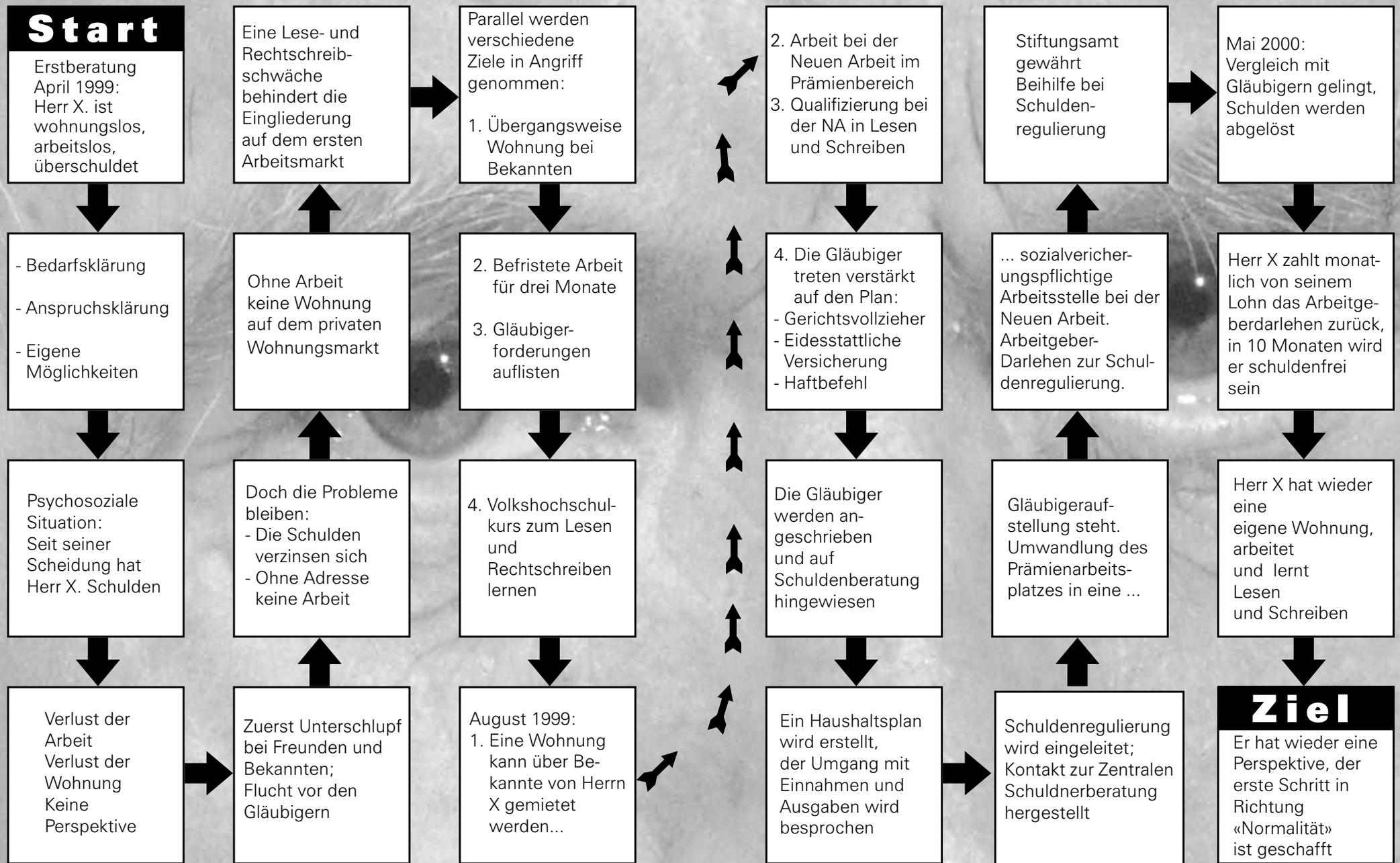
Verfügung stehende Summe einzuteilen. Sämtliche Ausgaben werden besprochen und Frau A. schränkt sich im Alltag extrem ein. Auf diese Weise konnte sie mit der Zeit ihre Schulden begleichen und eine zusätzliche kleine Summe für die Besuchswochenenden ansparen.

Durch die regelmäßigen Beratungsgespräche und Frau A.'s Engagement verbesserte sich ihre Lebenssituation: Die Miete wird nun vom Jobcenter vorübergehend vollständig anerkannt, da eine billigere Wohnung trotz Bemühung zur Zeit nicht zu finden ist.

Die - leider sehr dürftige - finanzielle Unterstützung des Jugendamtes für die Besuchswochenenden der Kinder beantragt sie regelmäßig und zeitnah mit einem von uns gemeinsam erstellten Formular, sodass auch hier das Geld regelmäßig - allerdings immer erst im Nachhinein (!) - überwiesen wird. Die Mietschulden wurden darlehensweise vom Sozialamt übernommen. Die Zusage hierfür war durch die Zusicherung der regelmäßigen Ratenzahlung innerhalb der Geldverwaltung erleichtert. Die Geldverwaltung für Frau A. hatte den Zweck, sofort und anhaltend Druck aus der überfordernden Situation zu nehmen. Nun, wird ihr knappes monatliches Budget gemeinsam besprochen und eingeteilt, die Wohnung und die Stromversorgung sind dadurch gesichert und die Besuchswochenenden nicht ge-

fährdet. Dadurch sind für Frau A. die Voraussetzungen geschaffen, sich um weitere Problembereiche kümmern zu können, wie zum Beispiel ihre berufliche Zukunft.





Die Regionale Fachberatungsstelle Stuttgart-Ost ist das Herz der Ambulanten Hilfe. Hier arbeiten die meisten MitarbeiterInnen der AH. Die Beratungsstelle befindet sich in der Kreuznacher Str. 41a in Bad Cannstatt. Auf drei Etagen arbeiten 10 SozialarbeiterInnen, 2 Verwaltungskräfte, 1 Praktikantin und ein Wohnungsfachwirt, überwiegend in Teilzeit.

Die Beratungsstelle ist werktäglich geöffnet. Die Klienten kommen entweder ohne Termin, haben sich selbst telefonisch einen Termin besorgt oder wurden von einer anderen Stelle an uns vermittelt. Wir gehen

auf Wünsche ein, versuchen die Wartezeiten kurz zu halten und auch Menschen ohne Termin kommen bei uns dran. Oft verfügen sie über kein eigenes Telefon, sind gesundheitlich angeschlagen oder nicht in der Lage, Termine zu vereinbaren geschweige denn einzuhalten.

Jeweils zwei SozialarbeiterInnen bilden die sogenannte Fachpräsenz an den Vormittagen und am Donnerstagnachmittag. Hier finden die Erstgespräche – persönlich oder auch telefonisch – statt. Benötigt ein Ratsuchender weitere Beratungstermine, bekommt er die von der SozialarbeiterIn, die auch das Erstgespräch geführt hat. So wird Kontinuität gewahrt und wir vermeiden es, Klienten von einem Sozialarbeiter zum nächsten zu »verschieben«. Die KollegInnen, die keine Fachpräsenz haben, beraten in der Zeit »ihre« Klienten, machen Hausbesuche, erledigen Schriftliches usw. Wie ein solcher Vormittag in der Beratungsstelle konkret aussehen kann, wird ab Seite 6 beschrieben.

Beim Empfang kommen die Klienten an und werden zunächst nach ihrem Wunsch gefragt. Manche kommen zum vereinbarten Termin bei ihrem betreuenden Sozialarbeiter, andere möchten eine Auszahlung von ihrem Geldverwaltungskonto, wieder andere fragen nach Post von der Agentur für Arbeit. Ratsuchende, die ohne Termin kommen, werden an die zuständige Fachkraft, die gerade Fachpräsenz hat, verwiesen und dort angemeldet. Wichtig ist auch, dass im Empfangsbüro die Zuständigkeit abgeklärt wird. Die Fachberatungsstelle berät Menschen, die wohnungslos oder von Wohnungslosigkeit bedroht sind. Für die Erstgespräche versuchen wir SozialarbeiterInnen uns genügend Zeit zu nehmen. Viele Klienten haben lange Zeit selbst versucht, ihre Schwierigkeiten zu bewältigen und scheuen den Schritt, Hilfe von außen zu suchen. Dementsprechend hoch kann der Berg an Problemen sein, der sich in solch einem Erstgespräch auftürmt:

Überschuldung, Arbeitsplatzverlust, Wohnungsverlust, fehlende intakte Beziehungen und vieles mehr.

Hinzu kommt, dass häufig zunächst kein normales Beratungsgespräch möglich ist. Viele Menschen sind beim Erstkontakt dermaßen belastet, dass sie Schwierigkeiten haben sich zu artikulieren. Häufig ist deswegen erstmal Zuhören angesagt, bevor ganz langsam mit dem Sortieren der Probleme und dem Formulieren erster Schritte begonnen werden kann. Zunehmend ist die Zahl derer, die aufgrund psychischer Auffälligkeit aus der Bahn geworfen werden. In solchen Fällen ist grosse Umsicht und Erfahrung in der Gesprächsführung gefragt.

Die Erstkontakte erfordern von uns SozialarbeiterInnen ein hohes Maß an Einfühlbarkeit, aber auch Belastbarkeit, Flexibilität und Spontaneität. Nicht zu vergessen die Bürokratie: Es werden Akten angelegt, statistische Daten im PC erfasst, Gesprächsnotizen aufgenommen usw. Denn mittels der Akte sollte gewährleistet sein, dass KollegInnen sich im Vertretungsfall rasch ein Bild über die Situation des Klienten machen können.

Ebenso vielfältig wie die Menschen, die unsere Beratungsstelle aufsuchen, sind auch die Beratungsverläufe. Manche münden in einen langen Prozess der Begleitung und persönlichen Hilfe. Andere enden sehr bald



die regionale Fachberatungsstelle Ost

durch die Vermittlung des Klienten in eine Einrichtung, wo ein anderer Sozialarbeiter die weitere Betreuung übernimmt. Manche Klienten brechen die Beratung von sich aus ab. Viele Beratungskontakte konnten wir erfolgreich abschließen, indem wir das originäre Ziel der Wohnungslosenhilfe erreichten, nämlich dem Klienten eine Wohnung zu verschaffen. Dies gelingt bei der Ambulanten Hilfe deswegen häufiger, da wir selbst über einen zunehmenden Bestand an Wohnraum verfügen, den wir an unser Klientel vermieten.

### **Beratungsalltag**

Damit das Beschriebene plastischer wird und die Fälle und Zahlen lebendiger werden, wird versucht im folgenden einen Beratungsvormittag beispielhaft zu skizzieren:

Donnerstag, 31. April 2001

8.15 Dienstbeginn. Ich habe Fachpräsenz, d. h. Bereitschaft von 8.30 bis 12.00. Dem Terminkalender entnehme ich, dass bereits 3 Termine an Klienten vergeben sind: Um 8.30 Uhr an Herrn Vogt, um 9.30 Uhr an Herrn Wunderlich und um 10.30 Uhr an Herrn Kurz. Eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter ist für mich: Ein langjähriger Klient bittet um einen Termin. Er berichtet von einem Rückfall in seiner Suchterkrankung. Schade – schießt es

mir durch den Kopf – noch eine Kur wird man ihm vermutlich nicht genehmigen. Ich nehme mir vor, ihn bald anzurufen, doch jetzt ist keine Zeit ...

8.40 Mein Telefon klingelt. Die Kollegin vom Empfang meldet Herrn Vogt an. Ich gehe zum Wartezimmer und rufe Herrn Vogt auf. Ich sehe ihn zum ersten Mal.

Ich gebe ihm die Hand zur Begrüßung und bitte ihn mit in mein Büro zu kommen.

Noch bevor Herr Vogt Platz genommen hat, beginnt er zu erzählen: Er sei seit dem Wochenende in der Notübernachtung im Aufnahmehaus in der Nordbahnhofstraße. Vor 6 Monaten hat er seine Wohnung in Stralsund verloren und versuchte, zunächst bei Bekannten in Stuttgart unterzukommen. Außerdem hoffte er hier eher eine Arbeitsstelle zu finden als im Nordosten Deutschlands. Dort habe er nämlich vor 9 Monaten eine Kündigung seiner Arbeitsstelle auf dem Bau bekommen, die Firma habe bankrott gemacht. Die Stuttgarter Freunde hätten ihn zwar aufgenommen, doch sie lebten selbst so beengt, dass sie ihn nicht länger beherbergen konnten. So sei er nun im Aufnahmehaus gelandet und dort hätte man ihm nahegelegt, die Fachberatungsstelle aufzusuchen. Ich erkläre Herrn Vogt, dass ich noch ein paar Informationen benötige, um ihm die richtige Hilfe anbieten zu können. Also frage ich nach, z. B. wovon

er lebt und ob er schon bei der Agentur für Arbeit war, ob er überhaupt in Stuttgart bleiben wolle, ob er Schulden habe usw.

Anscheinend ist Herr Vogt froh, dass ihm einmal jemand zuhört und sich seiner Sorgen annimmt, denn er gibt bereitwillig und geduldig Auskunft. Nach einigen Telefonaten und versorgt mit einem Termin in 3 Tagen verlässt Herr Vogt nach einer Stunde die Beratungsstelle. Er muss gleich anschließend zum Sozialamt, denn er hat keinen Cent mehr in der Tasche. Den Antrag fürs Sozialamt habe ich mit ihm bereits ausgefüllt. Außerdem wird er zur Agentur für Arbeit gehen

und Arbeitslosengeld beantragen. Und was seine weitere Unterkunft angeht, wird er sich am nächsten Tag in einer teilstationären Einrichtung vorstellen. Dort könnte er ein Zimmer beziehen, sofern eins frei wird und die nötige Unterstützung und Betreuung durch einen Kollegen erfahren, was seine Probleme, Arbeit, Wohnen und Schulden angeht.

Wir vereinbaren einen neuen Termin, denn meine Aufgabe wird sein, mit Herrn Vogt zusammen einen Bericht für das Sozialamt zu verfassen, um damit die Notwendigkeit der teilstationären Unterbringung zu begründen. Gegen Ende des Beratungsgesprächs



*im Empfangsbüro*

kommt die Meldung vom Empfang, dass Herr Wunderlich da sei und im Wartezimmer warte. Also muss ich das Anlegen der Akte von Herrn Vogt auf später verschieben.

Es ist 9.40. Ich rufe Herrn Wunderlich auf. Herr Wunderlich ist in unserer Beratungsstelle kein Unbekannter. Er war schon mehrmals da, zuletzt vor 3 Monaten. Er wurde vom Sozialamt zu uns geschickt, da er längere Zeit in der Psychiatrie verbracht hat und jetzt wieder ohne Bleibe ist. Herrn Wunderlich eine Unterkunft zu verschaffen,

ist ein schwieriges Unterfangen. Zielgerichtete Gespräche mit ihm zu führen, sind aufgrund seiner psychischen Erkrankung sehr schwierig. In solchen Fällen wird mir deutlich, weshalb in meinem Sozialwesenstudium Psychologie, klinische Psychologie, Erziehungswissenschaften und praktische Gesprächsführung, wichtige Inhalte waren. Jedoch ist auch die jahrelange Berufserfahrung, die einen mit Menschen in extremen Lebenssituationen in Kontakt gebracht hat, eine wichtige Voraussetzung, um

Zugang zu Menschen zu finden, die sich scheinbar in einer vollkommen separaten Welt befinden.

Herr Wunderlich hat sein Leben in den letzten 5 Jahren entweder in der Psychiatrie oder auf der Straße verbracht. Dass er krank ist, sieht er nicht ein. Der dicken Akte entnehme ich, dass mehrere Kollegen schon versuchten, ihn an den Sozialpsychiatrischen Dienst zu vermitteln, doch dies scheiterte meist daran, dass er die Termine nicht einhielt und aufgrund seiner fehlenden Krankheitseinsicht gar nicht verstand, warum er dorthin gehen sollte.

Mit diesen Vorkenntnissen im Hinterkopf, starte ich einen erneuten Versuch, mit Herrn Wunderlich ein Gespräch zu führen und ihm wenn möglich Hilfe anbieten zu können.

Schweigend sitzt er vor mir, die Augen gehen unruhig von rechts nach links. Die Beine sind übereinandergeschlagen, die Hände umfassen die Knie. Ich frage ihn, wie ich ihm helfen können – keine Reaktion.

Mir ist aus der Erfahrung mit vielen psychisch angeschlagenen Klienten klar, dass ich bei Herrn Wunderlich den Begriff Psychiatrie vermeiden muss, um nicht von vornherein eine Abwehrreaktion hervorzurufen.

»Herr Wunderlich, damit Sie irgendwann einmal ein Zuhause für sich bekommen, mache ich Ihnen einen Vorschlag. Es gibt eine Kollegin, die



Ihnen eine Unterkunft besorgen kann. Wenn Sie nichts dagegen haben, rufe ich sie jetzt an und bitte sie um einen Termin. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie dorthin.

Es ist ganz in der Nähe.« Herr Wunderlich lässt sich darauf ein, ich vereinbare einen Termin für die nächste Woche mit der Kollegin vom Sozialpsychiatrischen Dienst. Völlig offen ist für mich, als Herr Wunderlich geht, ob er zum Termin erscheint und sich auf das Angebot einlassen kann. Inzwischen ist es 10.15 Uhr.

Als Herr Wunderlich weg ist, habe ich also noch 15 Minuten Zeit, um meinen Klienten, der auf den Anrufbeantworter gesprochen hatte, anzurufen. In schlechter Verfassung meldet er sich. Ich merke, dass er stark alkoholisiert ist. »Was ist denn bei Ihnen passiert,« frage ich ihn. »Alles Scheiße«, sagt er, »der Anwalt meiner Ex hat geschrie-ben. Sie will sich von mir scheiden lassen und das Sorgerecht für meine Kinder haben. Das will ich aber nicht,





nehmen lassen. Bitte helfen Sie mir!« Ich bitte ihn am nächsten Morgen in die Beratungsstelle zu kommen, damit wir in Ruhe alles bereden können. Der Klient ist einverstanden und für mich heißt es den nächsten, Herrn Kurz aufzurufen, der inzwischen eingetroffen ist.

Auch er kommt zum ersten Mal in die Beratungsstelle, wurde vom Sozialamt geschickt. Die Sachbearbeiterin hat erfahren, dass er einige Probleme hat in seiner Wohnung.

Nun ist noch eine Kündigung wegen Mietschulden und Verwahrlosung dazugekommen. Er ist gerade noch rechtzeitig gekommen, bevor er auf der Straße landet. Um zu klären, ob

die Wohnung noch zu retten ist, ist die Kooperation mit Stelle zur Verhinderung von Wohnungslosigkeit notwendig. Sie muss dem Sozialamt gegenüber eine Stellungnahme schreiben, dass die Mietschulden übernommen werden sollen. Dies funktioniert in begründeten Fällen.

Ich informiere Herrn Kurz, dass im Wiederholungsfall seine Chancen, die Wohnung behalten zu können, sehr schlecht stehen. Wir sprechen auch über die Verwahrlosung. Im Gespräch stelle ich fest, dass Herr Kurz froh zu sein scheint, dass er seine Probleme einmal vor jemandem ausbreiten kann. Er spricht verhältnismäßig offen darüber, dass er es oft einfach nicht





ten. Er lebt bei Bekannten, bei denen er sich nicht polizeilich anmelden kann. Bisher hat er in Norddeutschland gearbeitet, ist gekündigt worden, will nun hier sein Glück versuchen. Er hat Aussicht auf Arbeitslosengeld und die Agentur für Arbeit will nicht zahlen, da er postalisch nicht erreichbar ist. Ich erkläre ihm, dass wir als Beratungsstelle Menschen wie ihm die Erreichbarkeit für die Agentur für Arbeit garantieren können. Er muss ein Kontaktadressenformular unterschreiben und zusichern, zwei mal pro

Woche bei uns nach Post zu fragen. Dieses Formular muss er zur Agentur für Arbeit bringen und damit kann er Leistungen erhalten. Froh über diese Informationen und nach Erledigung der notwendigen Formalitäten geht Herr Singh. Es bleibt gerade noch Zeit für ein oder zwei Rückrufe. Das Anlegen der Akten und alles was damit zusammenhängt verschiebe ich auf den Nachmittag.

schaft, seinen Müll wegzubringen oder die Küche sauberzuhalten. Zunächst geht es jedoch darum, dass die Kündigung zurückgenommen wird. Dafür bekommt Herr Kurz einen Termin bei der Stelle zur Verhinderung von Obdachlosigkeit und ich vereinbare mit ihm anschließend einen Termin. Das Gespräch hat einige Zeit in Anspruch genommen, da Herr Kurz ausgiebig seine Situation schilderte. Auch klingelte mehrmals zwischen durch das Telefon – Anrufe von Behörden oder anderen Stellen wegen

diverser Klienten. Auch die Kollegin vom Empfang meldete sich, um mir zu sagen, dass noch ein Klient ohne Termin da sei. So endet das Gespräch mit Herrn Kurz um 11.30 Uhr und er verlässt augenscheinlich erleichtert die Beratungsstelle. Im Wartezimmer erwartet mich ganz aufgeregt ein Herr, der sich mit Namen Singh vorstellt. Er spricht sehr schlecht deutsch, sodass ich Mühe habe mit der Verständigung. Im Büro erfahre ich allmählich, weshalb Herr Singh zu uns kam. Er war bei der Agentur für Arbeit, musste lange war-



*im Wartezimmer*

### **Die Zentrale Frauenberatung ist jung, aber immerhin schon 7 Jahre alt**

Im Jahr 1979 kamen in Stuttgart erstmals wohnungslose Frauen ins Blickfeld einiger Sozialarbeiterinnen der Wohnungslosenhilfe. Sie suchten die Zentrale Beratungsstelle auf, die aber überwiegend von männlichen Hilfesuchenden frequentiert war. Die spezifischen Notlagen dieser Frauen und das Fehlen frauengerechter Hilfeangebote wurden deutlich.

Bundesweit wurden damals 5% wohnungslose Frauen gezählt. Es bestand die Vermutung, dass wesentlich mehr Frauen in Not sind, sich aber nicht in die männerdominierten Hilfeangeboten der Wohnungslosenhilfe trauen. Es begann ein langer Weg des Hilfeaufbaus in Stuttgart, aber auch Landes- und Bundesweit.

Im Jahr 2000 mit der Neuorganisation der Stuttgarter Wohnungslosenhilfe wurde die Zentrale Beratungsstelle für Wohnungslose dezentralisiert, d.h., die Zentrale in der Stadtmitte aufgelöst und regional verortet. Die Beratung von Frauen jedoch blieb zentral, um die jüngst erworbene Fachlichkeit, die gewonnenen Erfahrungen, das Wissen um die Problemlagen zu bündeln und weiterhin effektiv umzusetzen. Daraufhin hatten die Kolleginnen hingearbeitet: Eine

Beratungsstelle für Frauen mit geschlossenen Räumen, die Schutz vor männlicher Gewalt bietet, in denen Fachfrauen beraten, die ihre Sicht auf die Lebenslagen von Frauen richten, mit allen Vor- und Nachteilen im gesellschaftlichen Kontext.

Die Ambulante Hilfe e.V. übernahm die Trägerschaft der Zentralen Frauenberatung und betreibt sie seither im Trägerverbund mit dem Caritasverband für Stuttgart e.V. und der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart e.V. Eine Kooperation, die anfangs skeptisch und unter Vorbehalt gesehen wurde, sich aber sehr gut bewährt hat und Vorbild für weitere Kooperationen der freien Träger in Stuttgart geworden ist.

Die Zentrale Frauenberatung orientiert sich an den Empfehlungen der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe und bietet an: niedrigschwellige Hilfe, parteiliche, frauenspezifische Beratung und Unterstützung, Beratung durch weibliches Fachpersonal, abgeschlossene Warteräume, die ggf. Schutz vor männlicher Gewalt bieten.

Der Zulauf von Hilfe suchenden Frauen ist gemessen an der vorhandenen Personalkapazität, sehr hoch (jährlich ca. 400 Personen). Deshalb wird in dieser Zeit verstärktes Augenmerk auf die Zusammenarbeit mit anderen Diensten gelegt, um hier eine Entlastung zu schaffen. In der Zentralen Frauenbera-

tung werden jährlich ca. 400 Frauen betreut. In Baden-Württemberg ergab die jährliche Stichtagserhebung der LIGA einen Anteil von 21,4% der weiblichen Wohnungslosen im Jahr 2006.

Bundesweit liegt inzwischen der Frauenanteil an den Wohnungslosen (ohne Aussiedlerinnen) insgesamt bei 23%, das sind ca. 100 000 Frauen, die Zahl der Kinder und Jugendlichen bei ca. 24% (110 000) und die Zahl der Männer bei ca. 55% (230 000). (Quelle: Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V., [www.bagw.de](http://www.bagw.de)). Die Gründe für den bundesweiten Anstieg der Zahlen sehen wir im konsequenten Aufbau der geeigneten frauenspezifischen Angebote, die nachgefragt und aufgenommen werden. Dies ist erfreulich und zeigt, dass Frauen aus ihrer Anonymität heraustreten und Hilfe suchen.

Allerdings sind die Angebote eher in Großstädten zu finden. In den ländlichen Gebieten fehlen nach wie vor geeignete Hilfen.

### **Das Angebot**

Die Zentrale Frauenberatung ist eine Beratungs- und Vermittlungsstelle für wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Frauen ab dem 25. Lebensjahr, auf Wunsch auch mit Partner. Grundlage der Arbeit sind die §§ 67-68 im Sozialgesetzbuch Zwölf-

tes Buch (SGB XII). Die Frauen haben vielschichtige Probleme, die sie aus eigener Kraft nicht überwinden können: Obdachlosigkeit, unzumutbare Wohnverhältnisse, gewaltgeprägte Lebensumstände, ungesicherte wirtschaftliche Verhältnisse, Suchtproblematiken, psychische und physische Erkrankungen. Sie sind häufig allein stehend und sozial isoliert und leiden unter der Trennung von ihren meist fremd untergebrachten Kindern.

Die Mitarbeiterinnen informieren, beraten und unterstützen. Sie helfen bei der Suche nach Wohnraum oder vermitteln in vorübergehende Unterkünfte. Sie berücksichtigen in der Beratung die gesellschaftlichen, sozialen, politischen und privaten Zusammenhänge von Frauen. Sie sind parteilich und richten sich gegen Diskriminierung von Frauen.



### Zwischendurch

*Ein Hund, der nass im Regen wurde, empfand die Nässigkeit als Bürde und wünschte sich ein Taschentuch, um sich zum mindesten die Nase – statt dessen wälzte er im Grase sich, doch mit Misserfolg, da dies ihm gleichfalls nichts als Nässe ließ.*

C.Morgenstern

Es ist schon so: Die einen werden ständig nass, die anderen haben zumindest immer einen Regenschirm dabei. Oder ein trockenes Plätzle, wo sie sich wieder aufwärmen können. Ich arbeite mit Frauen, die mittlerweile in einer eigenen Wohnung leben, also tatsächlich einen trockenen, warmen Platz ganz für sich haben. Oft nach einer langen Odyssee über Obdachlosigkeit und provisorische Notlösungen bei Bekannten, nicht selten mit Zugeständnissen und Gegenleistungen demütigender Art für ein Dach über dem Kopf. Mit Hilfe der Zentralen Frauenberatung, bei der ich im Rahmen des Betreuten Wohnens arbeite, wird es den Frauen ermöglicht, aus diesem Kreislauf auszusteigen. Die Frauenberatung berät über und vermittelt in entsprechende frauenspezifische Einrichtungen, wo die Frauen einen sicheren und geschützten Rahmen vorfinden. Darüber hinaus werden die Frauen bei Problemen des Alltags

schnell und unbürokratisch beraten und unterstützt. Gleichzeitig versuchen wir, mit den Frauen gemeinsam eine Perspektive für die Zukunft zu entwickeln. Manche schaffen es dadurch, zum ersten Mal in ihrem Leben eine eigene kleine Wohnung zu beziehen. So wie Frau A.:

34 Jahre alt, Türkin, getrenntlebend, hat 2 Kinder und eine lange Leidensgeschichte hinter sich. Totale Isolation in der Ehe, körperliche und seelische Gewalt durch den Ehemann, Verlust jeglichen Selbstwertgefühls, Flucht in den Alkohol, Durchhalten um der Kinder willen, psychische Erkrankung, 3 Monate Therapie – und dann der schwere Schritt vor 1 Jahr: Auszug aus der gemeinsamen Wohnung ohne die Kinder. Zuerst in eine Übergangseinrichtung, und jetzt in die eigenen vier Wände. Jeden Tag und vor allem jede Nacht plagt sie sich mit Selbstvorwürfen, dass sie die Kinder verlassen hat. Aber sie wäre vollends kaputtgegangen. Wenn es unerträglich wird, folgt wieder der Griff zur Flasche, um das schlechte Gewissen und die Einsamkeit zu vergessen. Vieles steht an und scheint unüberwindbar, wenn man so weit unten ist. Da gilt es günstige Möbel für die eigenen 4 Wände zu erstehen und diese dann in den 4. Stock zu transportieren. Allein, von der Familie verstossen und den gemeinsamen Freunden gemieden wird schon dies zu einem Riesenproblem. Mit unse-

rem AH-Bussle und der zupackenden Hilfe des Zivis und eines starken Kollegen schaffen wir diese erste Hürde. Bei Behördengängen begleite ich Frau A., da sie nicht so gut Deutsch spricht und dadurch vieles falsch versteht. Ausserdem hat dies immer ihr Mann erledigt – Hemmungen und mangelndes Selbstbewusstsein sind die Folge. Mit meiner Begleitung muss sie erst wieder lernen, für sich selbst einzustehen und sich den alltäglichen Anforderungen zu stellen. Der Kontakt zu einer Suchtberatungsstelle ist hergestellt, der Wunsch nach einer reinen Frauen-Selbsthilfegruppe, die sich wöchentlich trifft, besteht und Frau A. nimmt diese Möglichkeit zum

Austausch mit anderen Betroffenen gerne wahr. Bei allen schriftlichen Vorgängen, seien es Anträge, Schuldenregulierungen oder Stellungnahmen für die Anwältin, die die anstehende Scheidung und die Sorgerechtsregelungen bearbeitet, unterstütze ich Frau A. Natürlich gibt es immer wieder Einbrüche, psychischer und körperlicher Art. Ein Schritt vor, zwei zurück – in dieser schweren Zeit kann Frau A. jederzeit zu mir kommen, bei Bedarf besuche ich sie auch zu Hause. Bis zur eigentlichen Scheidung werden es noch ein paar harte Monate sein, das weiss Frau A. Aber sie will durchhalten, vor allem der Kinder wegen.



»Kaufen, kaufen, kaufen, damit die Konjunktur wieder anspringt!« oder aber: »Geiz ist geil!«

Über solche sich widersprechenden Parolen in Politik oder Werbung können unsere Besucher im Café 72 nur lachen oder weinen. Beides trifft sie in ihrem Selbstwertgefühl.

Mancher von ihnen hatte gekauft und gekauft, dann die Arbeit verloren. Oft folgten dann Scheidung und Verlust der Wohnung, der Schuldenberg aber blieb. Gezig sein müssen, wenig Geld zu haben, ist für fast alle Sozialhilfeempfänger ein Stigma: Sie gehören nicht zur Welt der Arbeitenden und Konsumierenden. Sie gehören nicht »dazu«.

Zu jenen, die eine schöne Wohnung, ein Auto, Kleider haben, die Kino, Theater, Musikveranstaltungen besuchen können, die am Wochenende Ausflüge machen, Essen gehen, Kaffee, Kuchen und Eis genießen.

Ein Besuch in der Wilhelma kostet 9.-Euro. 294.-Euro vom Sozialamt oder 300.-Euro Arbeitslosenhilfe reichen nur bei viel Selbstdisziplin fürs Allernötigste.

Wer sich aus Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit mit Alkohol und Zigaretten betäubt, hat kaum mehr Geld zum Essen übrig.

Ins Café 72 kommen täglich 50 bis 60 Menschen, die aus den unterschiedlichsten Gründen in Not geraten sind. Mehr Ältere als Junge, mehr Männer

als Frauen. Viele von ihnen waren schon als Kinder in sozial benachteiligten Familien oder in Heimen aufgewachsen, viele sind schon lange krank oder behindert, nicht wenige waren bereits mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Verachtung und Ablehnung durch die »anständigen« Bürger hatte sie isoliert.

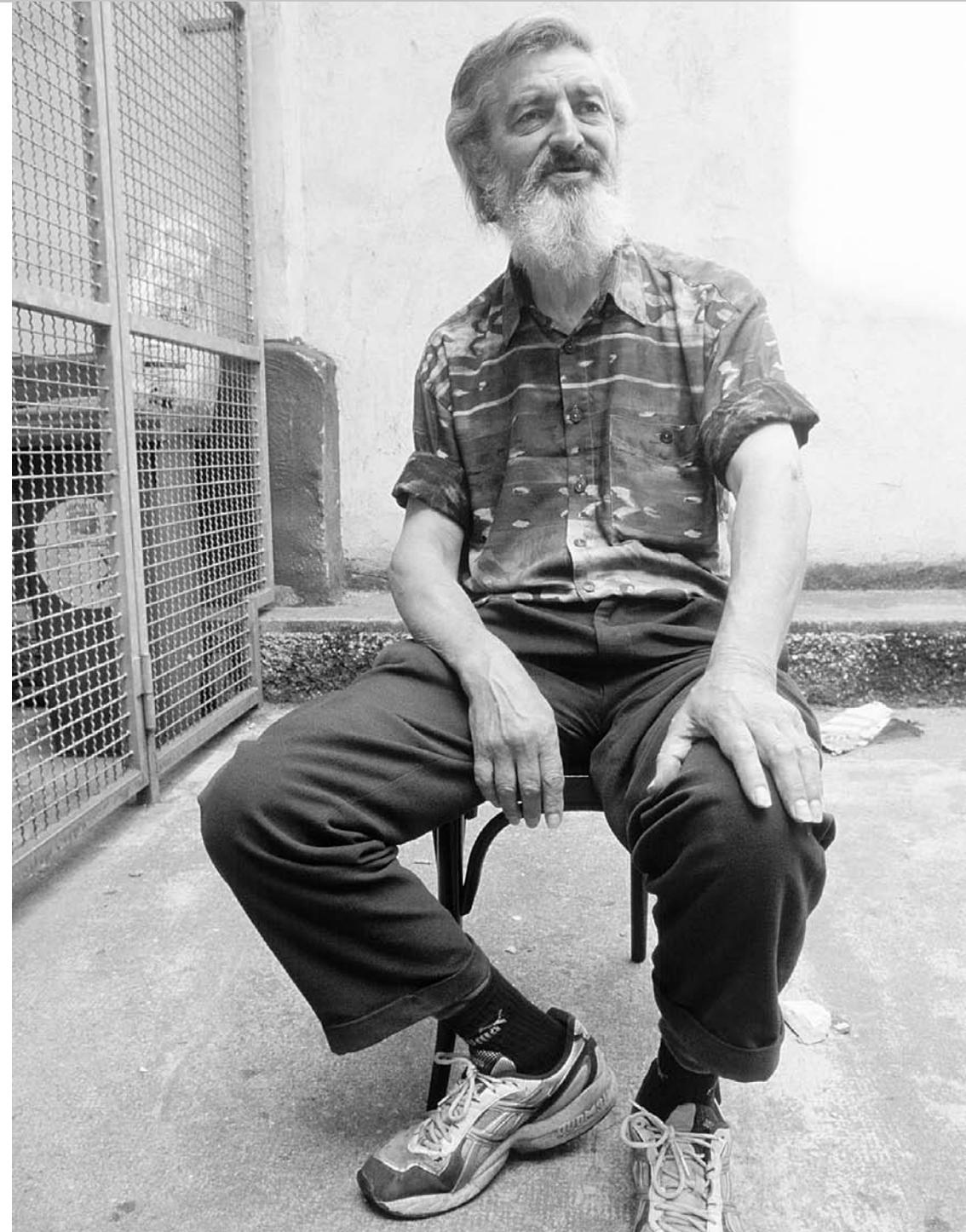
Unsere »Stammkunden« wohnen meist in Notunterkünften, Wohnheimen oder Sozialwohnungen, manche haben sich als Wohnungslose bei Freunden einquartiert. Auf der Straße leben etwa 10-15% unserer Besucher, davon einige wenige aus Überzeugung. Sie lehnen die Unterkünfte der Wohnungslosenhilfe ab.

**»Ein Stellplatz für einen Wohncontainer – das wäre prima!«**

»Autos waren und sind noch immer mein Lebensinhalt, schon seit meiner Kindheit. Als ich 1994 meinen Führerschein verlor, war dies ein Einschnitt in meinem Leben, der mich komplett aus der Bahn geworfen hat. Es war der Beginn meiner Pennerkarriere.«

Der 63-jährige G. schlägt sich in der Küche des Café 72 sechs Eier in die Pfanne. Seit dem Frühjahr 2000 ist er wohnungslos.

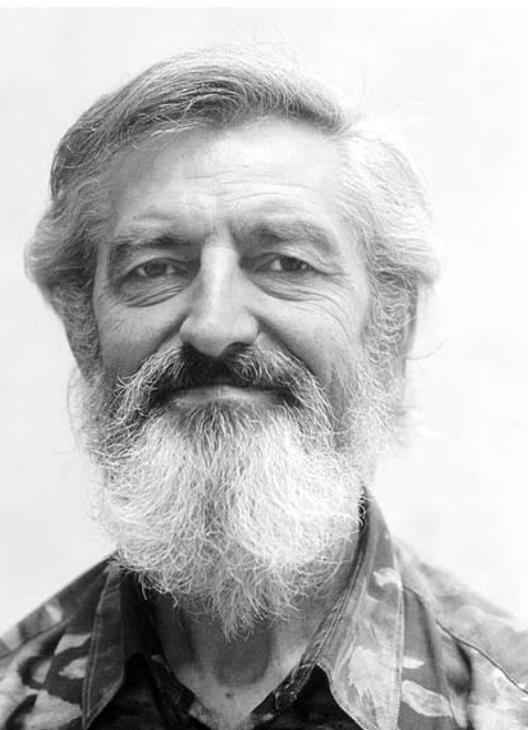
Vorher war er 1 1/2 Jahre im Knast. Warum? Fahren ohne Führerschein,



seit 1994 sechs Mal dabei erwischt worden.

Bis dahin führte G. ein recht geregeltes Leben. Er sagt, er habe eine schöne Kindheit und Jugendzeit gehabt. Nach der Oberschule machte er eine Lehre als Industriekaufmann. Doch sein Kindheitstraum waren einfach Autos. So war er die nächsten 20 Jahre als Taxifahrer in Stuttgart unterwegs.

»Danach war ich weitere 20 Jahre im Kfz-Handel tätig. Das lief recht gut. Bis sich die Punkte auf meinem Konto in Flensburg so sehr anhäuferten, dass mir der Führerschein entzogen wurde. Das sollte für mich der Anfang vom Ende sein.«



Seinen Kfz-Handel gab G. deswegen nicht auf und fuhr eben ohne Führerschein weiter. Das wurde ihm zum Verhängnis. Nachdem er sechs Mal dabei erwischt wurde, klickten die Handschellen und 1 1/2 Jahre Knast standen ihm bevor.

»Nach meiner Entlassung im Frühjahr 2000 stand ich vor dem Nichts, da ich mich selbst um den Erhalt meiner Wohnung während der Haft nicht gekümmert habe.«

G. versuchte daraufhin, sich eine Wohnung zu suchen. Doch es scheiterte stets aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten.

»Das Sozialamt machte mir meist einen Strich durch die Rechnung, bis ich es irgendwann aufgab. Und seit wir den Euro haben, hab ich mir eine Wohnung sowieso ganz aus dem Kopf geschlagen. Das wäre für mich einfach nicht bezahlbar. Und ein Wohnheimplatz kommt für mich sowieso nicht in Frage.«

Seine Nächte verbrachte G. während dieser Zeit hauptsächlich auf Friedhofstoiletten und im Sommer auch mal ganz im Freien. Seit kurzem, so G., habe er angefangen, sich auf Wohnanhänger zu spezialisieren. Dazu fehlt ihm nur ein ‚schönes, grünes Plätzchen‘, wenn möglich mit Strom- und Wasseranschluss.

Bis dahin ist G. ein (fast) täglicher Stammgast im Cafe 72, sei es, um sich etwas zum Essen zuzubereiten,

sich zu duschen oder einfach nur alte Bekannte zu treffen.

»Ich bin froh und dankbar, dass es das Café 72 gibt. Es ist für mich, wie eine Art Zuhause geworden. Vor allem in den kalten Monaten ist morgens mein erster Gang der ins Café, um mich an eurer Heizung und mit einer Tasse heißem Tee aufzuwärmen.«

Gegen Ende unseres Gesprächs räumt G. dann noch ein, dass er insgeheim schon die Atmosphäre einer Wohnung vermisst.

Seit er von der Grundsicherung gehört hat, träumt der jetzt 63-jährige manchmal davon, in zwei Jahren seine Rente damit aufzustocken und so vielleicht doch noch zu einer Wohnung kommen.

### **Die Wohnsituation in Bad Cannstatt**

Einen Indikator für Armut stellt die Wohnsituation dar. Selbst für Menschen mit gesichertem Einkommen wird es zunehmend schwieriger, auf dem freien Wohnungsmarkt eine Wohnung in Stuttgart zu bekommen. Arbeitslose bzw. Sozialhilfeempfänger haben dementsprechend so gut wie gar keine Chance...

Aber auch der Kampf um Sozialwohnungen wird immer härter. Die Notfall- und Vormerkdatei beim Amt für Liegenschaften und Wohnen ist auf



rund 4.300 Haushalte angestiegen. Im Jahr 2002 hatte die Stuttgarter Wohnungs- und Städtebaugesellschaft (SWSG) gerade mal 481 Wohnungen zu vergeben.

Weit weniger mitteilungsbedürftig als G. ist hingegen J.. Zwei Monate lang besuchte er fast täglich unser Café. Wir Sozialarbeiterinnen kannten ihn lediglich als einen (von vielen) Besuchern, der kommt, um Kaffee zu trinken, etwas zu essen oder sich zu duschen. Ansonsten machte er auf uns einen eher ruhigen, verschlossenen Eindruck. Bis sich bei



einem (mehr oder weniger) zufälligen Gespräch herausstellte, dass auch er ohne festen Wohnsitz ist.

J's Geschichte ist ein Fall von vielen, von denen wir im Café 72 immer wieder erfahren. Menschen geraten aus der Bahn, weil ihnen wichtige Stützen wegbrechen: Beziehung, Arbeit, Wohnung – und das Leben erscheint sinnlos.

Sein Leben lief in geregelten Bahnen, bis es zur Scheidung von seiner Frau kam. Daraufhin musste er die gemeinsame Wohnung verlassen. Als dann auch noch der Betrieb pleite ging – er hatte als gelernter Werkzeugmacher gearbeitet –, sah J. den einzigen Ausweg im Alkohol.

Arbeitslos mit fast 50 Jahren, das bedeutete für ihn: Keine Chance auf einen neuen Arbeitsplatz, erst Arbeitslosengeld, dann Arbeitslosenhilfe, die zum Leben und für die Miete nicht reichte. Sie musste mit Sozialhilfe aufgestockt werden. Die Aussichtslosigkeit und der Alkohol taten ein übriges: Er konnte keine Miete mehr bezahlen, die Räumung stand bevor. Das Sozialamt drängte ihn in eine Beratungsstelle. So bekam er einen Wohnheimplatz vermittelt.

»Dort hab ich es aber nicht lange ausgehalten. Eines Tages bin ich da einfach abgehauen und hab alle meine Sachen dort gelassen, Klamotten, meine Papiere, alles halt.«

Das war vor etwa einem Jahr. Seit-

dem ist J. ohne festen Wohnsitz. Die Nächte verbringt er entweder bei Kumpels oder auch unter der Brücke. Die Tage, so J., sind für ihn aber schlimm, ohne Arbeit und man hat den ganzen Tag nichts zu tun.

»Ich hatte Schuldgefühle, weil ich so einfach abgehauen war, und habe mich geschämt. Daher habe ich seitdem auch kein Sozial- oder Arbeitsamt und auch keine Beratungsstelle mehr betreten wollen. Ich hab halt versucht, mich mit kleinen Jobs über Wasser zu halten. Wenn das nicht ging, hab ich mich bei Kumpels irgendwie durchgeschlagen.«

Es kostete uns viel Überzeugungskraft, bis er dann doch, in Begleitung eines Freundes, den Weg in die Beratungsstelle der Ambulanten Hilfe für Wohnungslose wagte. Als er dann kurz darauf wieder ins Café kam, sah man es ihm schon von weitem an, dass er selbst froh über diesen ersten Schritt war. »Ich war sogar schon beim Arbeitsamt und hab mich dort wieder arbeitslos gemeldet...«

Armut in Bad Cannstatt

Die meisten der Cannstatter Stadtteile haben eine höhere Sozialhilfedichte als der Durchschnitt in Stuttgart.

Die häufigsten Auslöser für den Beginn von Armut sind Einkommenseinbußen durch Arbeitslosigkeit. Die Probleme am Arbeitsmarkt werden auch weiterhin – trotz Hartz-Konzept u.ä. – konstant hoch bleiben. Massiv

zugenommen hat vor allem der Druck auf ArbeitnehmerInnen mit einer geringen Qualifikation. Hinzu kommen Entlassungen von MitarbeiterInnen, die aus Sicht des Unternehmens nicht mehr gebraucht werden, weil sie zu alt sind oder nicht die nötige Qualifikation haben oder erwerben können. Durch die Auflösung traditioneller Familienstrukturen können diese Menschen auch im privaten Bereich nicht mehr aufgefangen werden, da die familiäre Unterstützung im Alter und in Notsituationen entfällt.

Diese steigende Tendenz ist vor allem an den Zahlen der Sozialhilfeempfänger besonders deutlich sichtbar. Ende 2002 waren es noch 21.344 Menschen, die in Stuttgart Sozialhilfe bezogen haben. Allein in den ersten fünf Monaten dieses Jahres haben 1.500 zusätzliche Personen Hilfe bewilligt bekommen. Das entspricht einem Anstieg von sieben Prozent.

So vielfältig die Schicksale und Bedürfnisse unserer Gäste im Café 72 sind, so unterschiedlich und vielfältig sind auch unsere Angebote an sie.

Zwei Dinge sind uns dabei besonders wichtig:

Alle Angebote sollen ein Minimum an Selbstbeteiligung der Besucher enthalten. Selbstbedienung im Café und Abräumen der Tische wird von uns erwartet. Je nach Können erwarten wir bei Beratung und Hilfeersuchen Eigeninitiative der Betroffenen. Wir

unterstützen sie sowohl durch Motivationsgespräche als auch mit konkreter Hilfestellung (insbesondere bei Kontakten zu Ämtern oder anderen Hilfeeinrichtungen, aber auch beim Schreiben am PC).

Wir möchten einen niederschweligen Zugang zu Aktivitäten ermöglichen, die über das sich preiswert oder kostenlos zu versorgen, hinausgehen. Ein mehrheitlich genanntes wichtiges Motiv für den Besuch des Cafés soll nicht nur das Gespräch am Kaffeetisch sein, sondern die Einsamkeit vergessen lassen. Gemeinsamkeit erfahren durch Erlebnisse, die vergessenen Wünsche, Interessen, Erinnerungen einschließen, die der anderen »reicheren« Gesellschaft vorbehalten sind, gehört inzwischen zum regelmäßigen Programm unserer Tagesstätte. Eine »Kulturkommission« aus wechselnden Café-Besuchern schlägt Ausflüge, Besuche von Museen und öffentlichen Einrichtungen, Schwimmbadbesuche und ähnliches vor. Je nach Interesse beteiligen sich dann z. B.: Grillnachmittag: 15-20 Teilnehmer, kleine Ausflüge: 10-15 T., Schwimmen: 5-8 T., Wilhelma: 15-20 T.. Museen werden nur von wenigen besonders Interessierten besucht. Vierteljährlich wird geplant, monatlich gibt es zwei Angebote.

Auch im Café selbst wird Gemeinsames erprobt. Einkaufen, Mittagessen kochen und zusammen essen

– immer wieder finden sich Einzelne oder ein kleines Team, das für 1 Euro Essen für andere zubereitet.

Feste feiern: Fasching, Ostern, Weihnachten. Dekorieren, malen, Musik machen, vorlesen oder erzählen, auch dies gehört zum gemeinsamen Erleben.

So anstrengend, mit vielen Rückschlägen, die Arbeit im Café 72 an vielen Tagen ist, so bringt sie uns Sozialarbeiterinnen auch manche Lichtblicke. Hier hat es wieder einer geschafft vom Alkohol loszukommen, da konnten wir helfen, erste Schritte in ein geregeltes Leben zu vermitteln, dort hat jemand wieder Arbeit gefunden (oft leider nur kurz), die Vermittlung eines Wohnplatzes durch die Fachberatungsstelle ist gelungen. Ein bißchen mehr würdiges Leben – für uns Ansporn und Dank

zugleich.

Leider gab es in diesem Jahr für uns eine bittere Pille. Der Landeswohlfahrtsverband kürzte seine Mittel auch bei unserer Einrichtung. Statt bisher 2,0 Stellen für Tagesstätte und Streetwork müssen wir ab 2003 mit 1,5 Stellen auskommen. Die so wichtige aufsuchende Sozialarbeit, die Streetwork, musste eingeschränkt werden. Nur noch 5 Stunden pro Woche hat unser Kollege, um in der Region Ost wohnungslose Menschen anzusprechen und unser Hilfesystem anzubieten.

Etatsanierung auf Kosten der Schwächsten, das Hartz-Konzept, die Agenda 2010, das Ergebnis wird sein: Immer mehr Menschen gehören nicht mehr »dazu«. Um so wichtiger werden solche Einrichtungen wie unser Café 72.



## 26 Einzelzimmer für Menschen ohne Wohnung

Jahrelang auf der Straße, in Übernachtungsheimen, in Hotels, oder aber auch gerade durch den Gerichtsvollzieher aus der Wohnung geräumt (oder nach der Scheidung, Trennung aus der gemeinsamen Wohnung geflogen) – diese Vorgeschichten sind nur einige, die die Bewohner beim ersten Kontakt mit uns ins Vorstellungsgespräch mitbringen. Sie sitzen uns gegenüber, penibel herausgeputzt, mit sauber gewaschener Kleidung, die Haare gekämmt, wohl riechend, gut bürgerlich also, oder aber mit zerfetzten Kleidern, die Haare zerzaust und fettig, süß-sauer duftend, die Sprache verwaschen und wenig Sinn für das Gespräch mit uns. Elend und Armut spiegelt sich in den Augen dieser Menschen. Sie suchen zunächst nur Eines – eine Rückzugsmöglichkeit, einen trockenen Platz zum Sitzen, Schlafen - Normalität. Sie möchten ausruhen von den Strapazen

auf der Straße.

Dazu gibt es das Haus Tunnelstraße 18. Das 100 Jahre alte ehemalige Fabrikgebäude, 1990 vollständig saniert, bietet 26 Personen ein Einzelzimmer. Möbliert mit Bett, Schrank, Tisch und Stühlen, Regal und dem Wichtigsten, einer Kochzeile mit Herd, Spüle und Kühlschrank. Selbständig leben heißt für sich kochen, haushalten, waschen, putzen, etc. – und alles ohne Gefahr und Anspannung wie im Biwak. Auch ein eigener Briefkasten und der Haus- und Zimmerschlüssel gehört dazu. Auf den Stockwerken befinden sich die Duschen, die Toiletten und der Waschraum. Für begrenzte Zeit – zunächst 12 Monate mit der Möglichkeit der Verlängerung bis auf drei Jahre – kann hier derjenige wohnen, der seine Belange mit professioneller Hilfe ordnen möchte und seinem Leben wieder ein Ziel geben will. Vorübergehend ist also der Druck der fehlenden Wohnung genommen, steht für uns jedoch als zu lösende Aufgabe während des gesamten Aufenthaltes an erster Stelle. Die Aufnahme in die Vormerkmale beim Amt für Liegenschaften und Wohnen gehört deshalb zum routinemäßigen Standard.

Die Zimmer mit der dazugehörenden Einrichtung sind der eine Teil unseres Hauses. Ein weiterer Teil besteht aus dem Klima, das ein Haus dem Bewohner vermittelt und das die einzelnen Bewohner mitbestimmen.

Dieses »Klima« lässt sich vielleicht am Besten durch eine Art Verlaufsgeschichte eines ehemaligen Bewohners vermitteln.

Herr Liebig (Name geändert) zieht am 13.8.1998 bei uns ein. Wie alle Bewohner, wird auch Herr Liebig von einer der drei Stuttgarter Fachberatungsstellen zu uns vermittelt. Diese hatte geprüft, ob die notwendige Zugehörigkeit zum Personenkreis des § 72 BSHG (heute ersetzt durch §67 SGB XII) besteht und mit Herr Liebig die sonstigen Unterkunftsmöglichkeiten in Stuttgart eruiert. Das darauf folgende obligate Vorstellungsgespräch mit uns (den Mitarbeitern des Hauses), in dem der Interessent über unser Haus informiert wird, die weiteren Voraussetzungen zur Aufnahme geklärt werden und wir uns auch ein erstes Bild von seiner Person und seinen Schwierigkeiten machen, war positiv verlaufen, und so kann Herr Liebig, nach kurzer Wartezeit im Männerwohnheim der Stadt Stuttgart bei uns einziehen.

Üblicherweise erhalten wir dazu vom zuständigen Sozialamt eine Kostenverpflichtung über zunächst 12 Monate, der Bewohner wiederum erhält von uns einen Vertrag, der die Miet- und Betreuungsmodalitäten regelt. Wer Sozialhilfe erhält, kann jetzt noch die notwendigen Einzugsgegenstände (Bettzeug, Geschirr, etc.) beim Sozialamt beantragen oder aber kauft

sich die Sachen von AfG-Leistungen oder von seinem Lohn.

Schon nach wenigen Tagen beschließt Herr Liebig, sich um eine Anstellung bei der Neuen Arbeit zu bemühen. Dazu benötigt er einen Versicherungsausweis und die Lohnsteuerkarte. Beides wird bei den zuständigen Ämtern per Fax beantragt. Innerhalb weniger Tage sind die Unterlagen da und Herr Liebig beginnt am 1.9. seine Arbeit. Bereits am 2.9. stellt sich die erste Schwierigkeit ein. Ein altes, ihm bekanntes Augenleiden wird ihm zum Hindernis. Ein nochmaliges Gespräch mit der Mitarbeiterin des Bewerbungsbüros wird vereinbart. Dieses Gespräch kommt jedoch zu dieser Zeit nicht zustande. Herr Liebig beginnt aus Frust wieder exzessiv zu trinken.

In den folgenden vier Monaten bewegt sich Herr Liebig zwischen Suff, den Beteuerungen und Versuchen, eine Augenuntersuchung in die Wege zu leiten und den penetranten Bemühungen eines Inkassobüros, eine alte Forderung in Höhe von 4500.- Euro beizutreiben.

Es dauert bis Anfang 2/99, bis Herr Liebig den Alkohol wieder etwas in den Griff bekommt (auch die Abstürze in den folgenden Monaten und Jahren wird er immer wieder alleine, ohne ärztliche Hilfe bewältigen). Inzwischen sind mehrere Augenarzttermine verstrichen, ebenso ein Termin beim





aktuelle Forderungsaufstellung und Herr Liebig hat wehmütig versucht, mit seiner ehemaligen Frau Kontakt aufzunehmen (über die er üblicherweise nicht in der nettesten Form redet).

In einer trockenen Phase möchte Herr Liebig sein Zimmer streichen. Er bekommt die Farbe und das Werkzeug. Den Versuch, ihn auf mögliche Fehler beim Streichen hinzuweisen, weist er mit dem Satz zurück, dass dies für ihn kein Problem sei, er habe schon oft gestrichen. Er wisse alles. Also gut. Der Antrag auf Gebührenbefreiung im 2/99 wird im 4/99 durch eine Zahlungsaufforderung der GEZ belohnt, die aus vergangenen Tagen (Herr Liebig hatte immer Sozialhilfe, war befreit) jetzt bei ihm landet. Auch mehrere Telefonate

und Briefe können die GEZ nicht von einer aufwendigen Beitreibung abhalten. Selbst der Gerichtsvollzieher wird angedroht. Unter diesem Druck vereinbart Herr Liebig eine Ratenzahlung und bezahlt auch in der Folgezeit in unregelmäßigen Abständen 3 Raten. Ende 5/99 bleibt die Sozialhilfe aus. Ein Anruf beim Sozialamt ergibt, dass die HLU zu verlängern gewesen wäre. Herr Liebig hat den Termin versäumt. Später wird erkennbar, dass Herr Liebig mit der für ihn zuständigen Sachbearbeiterin nicht „grün“ ist. Herr Liebig vermeidet deshalb den Kontakt mit ihr. Der im Zusammenhang damit gemachten Anforderung an ihn, sich dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stellen, kann er realistisch betrachtet mit seinem Augen- und Herzleiden

nicht mehr nachkommen. Ein erneuter Arzttermin wird vereinbart. Seit einigen Tagen trinkt Herr Liebig wieder verstärkt. Inzwischen ist es Herbst. Herr Liebig wird beim Schwarzfahren erwischt. Muss deshalb 60.- Euro abbezahlen, sonst droht eine Strafanzeige und nachfolgend mindestens eine Geldstrafe.

Die Herzschmerzen werden wieder stärker. Der Zwiespalt zwischen Erkrankung und eigentlich notwendiger ärztlicher Behandlung bleibt ungeklärt. Herr Liebig medikamentiert sich selbst. Die Ärzte seien dazu ja nicht in der Lage.

Erst als Herr Liebig von einem Marder, der von einem Auto angefahren wird und den er deshalb pflegen will, gebissen wird, begibt er sich nach längerem Hin und Her in ärztliche Behandlung. Es bleibt bei der einen Spritze gegen Wundstarrkrampf.

Die beim Stiftungsamt beantragten Mittel für einen Fernseher werden bewilligt. Zum Glück ist Herr Liebig gerade wieder trocken. So wird das Geld auch tatsächlich für das Beantragte verwendet.

Im Haus gibt es über die Wintermonate Unruhe. In zwei Zimmern auf dem ersten Stockwerk halten sich mehrere ständige Besucher auf. Häufige Gelage finden statt und die Bewohner beschweren sich. Immer wiederkehrende Gespräche mit den Bewohnern und die Auseinandersetzung mit ihrer

eigenen Verantwortung bewirkt, dass vorübergehend Ruhe einkehrt. Man merkt aber, wie schwer es für manche Bewohner ist, andere, die im Winter auf der Straße sind, auszusperrten. Man hilft sich - und erträgt die Nachteile.

Herr Liebig nimmt einen erneuten Anlauf, doch zu arbeiten. Die Vermittlung über das Sozialamt hin zu SAVE bringt, dass Herr Liebig zum 3.4.01 bei den Arbeitshilfen des Caritasverbandes bei einer Reinigungsgruppe beginnen kann. Er beginnt. Vier Stunden täglich – seit 25 Jahren das erste Mal. Abgesehen von den immer wiederkehrenden Herzschmerzen läuft die Arbeit überraschend gut.

Wegen einer Lappalie (einer vom Urlaub zurückgekehrten Mitarbeiterin gefällt die Mütze von Herrn Liebig nicht, er solle sie bei der Arbeit nicht tragen) beendet Herr Liebig die Arbeit und trinkt wieder exzessiv. Jeglicher Versuch, an das Begonnene anzuknüpfen, auch zu einer anderen Arbeitsstelle zu wechseln, schlägt fehl. Es folgen zwei harte Monate. Der Kon-





takt zu Herrn Liebig wird zunehmend schwieriger. Er zieht sich zurück und wettet auf alle und alles. Er sucht wieder die Kontakte von früher. Die Telefonate mit alten Bekannten beruhigen Herrn Liebig schließlich.

Inzwischen ist es Sommer 2000. Die trockenen und nassen Phasen wechseln sich ab. Gesundheitlich leidet Herr Liebig, während er trinkt, immer stärker. Der Körper verkraftet diese Eskapaden immer weniger. Obwohl Herr Liebig dies deutlich erkennen kann – die Kraft reicht nicht zum Trocken bleiben. Termine beim Arzt und bei der Neuen Arbeit platzen.

Das Inkassobüro meldet sich mal wieder. Angeboten wird ein Vergleich über 1600.- Euro. Sinnlos. Herr Liebig hat nichts außer der Sozialhilfe. Herbst – Winter.

Herr Liebig liegt seit 5 Tagen im Krankenhaus. Der Notarzt musste kommen.

Nach der Rückkehr verschenkt Herr Liebig seinen Alkoholvorrat.

Im März – der nächste Krankenhausaufenthalt. Die Herzattacken werden immer heftiger.

Im Mai – der Notarzt ist wieder da. Er rät ihm, sich einweisen und die Herzmedikamente einstellen zu lassen. Geht darauf hin wieder nur zur Hausärztin. Die wisse genauso Bescheid. Wieder Post vom Inkasso bekommen. Inzwischen hat Herr Liebig gelernt, damit zu leben. Er ignoriert die Schreiben und regt sich deshalb auch nicht mehr auf.

Nächstes Wochenende möchte Herr Liebig seine ehemalige Frau besuchen. Es bleibt noch beim Versuch.

Aus dem vereinseigenen Bestand soll Herr Liebig eine Sozialwohnung angeboten werden. Dazu benötigt er den A-Schein des Amtes für Liegenschaften und Wohnen. Da Herr Liebig inzwischen drei Jahre in Stuttgart ist, gibt es damit keine Schwierigkeiten. Es wird nur ca. 2 Monate dauern, bis der Antrag positiv bearbeitet ist.

Ende 8/01 fährt Herr Liebig zu seiner ehemaligen Frau. Seit vielen Jahren ist dies das erste Mal. Er kommt in einem schlechten Zustand zurück.

Der Umzug nähert sich. Zum 1.10. ist Termin. Davor müssen noch die Möbel beim Sozialamt beantragt, der Mietvertrag muss unterschrieben, die Kautions geregelt und vor allem die Möbel eingekauft und transportiert werden. Das Inkasso bietet jetzt einen Vergleich über 750.- Euro an. Kein Geld und die falsche Zeit, darauf zu reagieren. Der Umzug ist wichtiger.

Herr Liebig fährt nochmals zu seiner

Exfrau. Er meint, nur dort trocken werden zu können.

Als er zurückkommt, stirbt eine gute Bekannte von der Straße. Er macht sich Vorwürfe, weil er nicht helfen konnte. Wer hilft ihm?

In den letzten Septembertagen muss der Umzug stattfinden. Wir fahren unzählige Male mit dem Kleinbus zu den einschlägigen Möbelhäusern, die einen Einkauf auf geringem Niveau mit dem bewilligten Geld zulassen. Immer wieder spielt der Suff einen Streich. Herr Liebig beißt sich jedoch auch in seinem schlechten Zustand durch. Er will sich keine Blöße geben. Er schafft das. Das will und wird er mir zeigen.

Und er hat es geschafft. Mit etwa zehn Tagen Verspätung ist der Umzug abgeschlossen. Die Möbel sind nicht ideal. In aller Eile und unter sehr schwierigen Umständen ausgesucht. Dies kann man deutlich sehen. Aber Herr Liebig hat seine eigene Wohnung, seine eigenen Möbel, ...

Seit dem Auszug sind nun 9 Monate vergangen. Herr Liebig lebt für seine Verhältnisse sehr stabil und auch zunehmend gesünder. Die Wohnung bietet den notwendigen Rahmen hierfür. Der Kontakt zu uns besteht weiterhin und er nimmt uns in Anspruch, wenn es darum geht, praktische Hilfe für die unterschiedlichsten Belange zu bekommen. Der Kreis hat sich somit geschlossen.

Dies ist nur ein Beispiel, wie der Einzug, der Aufenthalt und der daran anschließende Auszug aussehen können. Am Ende oder aber am Neubeginn können auch der Umzug zurück zur Ehefrau, zum neuen Partner, ins Altenheim oder in andere Einrichtungen stehen.



Seit Mitte der 1980er Jahre baut und vermietet die Ambulante Hilfe eigene Wohnungen. Demnächst werden wir die, für einen kleinen Träger wie die Ambulante Hilfe beachtliche, Anzahl von 115 eigenen Wohnungen im Bestand erreicht haben. So können wir Wohnungslosigkeit mit Wohnungen bekämpfen und aus Klienten werden Mieter. Wir bieten weiterhin unsere Beratung an, allerdings entkoppelt vom Mietvertrag.

Durchschnittlich im Abstand von ca. zwei Jahren führen wir neue Bauprojekte mit sogenannten »Mietwohnungen für soziale Randgruppen« durch, seien es Neubauten oder große Umbaumaßnahmen alter Gebäude. Häufig führt das Bekanntwerden solcher Vorhaben im Stadtteil und besonders bei der unmittelbaren Nachbarschaft zu Vorbehalten und Ängsten.

Diese Vorbehalte, die häufig auch durch Vorurteile geprägt sind, sind bei allen Bauvorhaben ähnlich: Es wird befürchtet, dass soziale Brennpunkte entstehen, dass man einem Sozialneid ausgesetzt sein könnte, dass das eigene, angrenzend gelegene Grundstück eine Wertminderung erleiden könnte oder ähnliches.

Wir müssen uns mit solchen Befürchtungen auseinandersetzen. Wir tun dies, indem wir mit den Nachbarn reden und in die Bezirksbeiräte gehen, um dort über unsere Bauvorhaben und die Menschen, die wir beraten, zu

berichten. Da wir inzwischen schon zahlreiche Bauvorhaben verwirklichen konnten, können wir auf unsere Erfahrungen von früher zurück greifen. Wichtig ist uns auch die Feststellung, dass wir Wohnungen bauen, keine Wohnheime.

Wir legen Wert darauf, die Situation realistisch darzustellen. Natürlich ist es so, dass wir Menschen beraten, die Probleme haben, die in Wohnungsnot sind. Dazu gehören Armut, Arbeitslosigkeit, nicht selten auch Alkohol. Manchen Personen sieht man dies an, anderen wiederum nicht. Manche kommen »von der Straße«, andere leben in einer Notunterkunft oder sind auch »nur« durch eine Räumungsklage in ihrer bisherigen Wohnung bedroht. Wir verstehen, dass man in einer ersten Reaktion diese Probleme aus seinem unmittelbaren Umfeld gerne heraushalten möchte, doch wächst die Armut in unserer Gesellschaft und uns alle kann sie eines Tages betreffen. Uns ist gerade die Vermeidung sozialer Brennpunkte wichtig. Deshalb gehen wir immer wieder in andere Stadtteile und bauen kleinere Häuser mit ca. 7 bis 15 Wohnungen.

Für die direkt betroffenen Nachbarn kann dies zunächst eine schwierige Perspektive sein. Doch die Auseinandersetzung kann auch der erste Schritt zur gesellschaftlichen Integration von Armut betroffener Menschen



*Wir machen den Weg frei: An der Baustelle unseres neuen Wohnbauprojektes wird gerodet*

sein. Erfreulicherweise ist es so, dass sich alle unsere bisher gebauten Häuser mit der Zeit gut in die Nachbarschaften integriert haben und dass die anfänglichen Bedenken immer weniger eine Rolle spielen. Zum Teil bekommen wir sogar ausdrücklich positive Rückmeldungen, dass alles viel besser laufe, als man anfangs gedacht habe.

Da wir an Menschen vermieten, die

auch bei einem etwas entspannteren Stuttgarter Wohnungsmarkt fast keine Chance haben, eine Wohnung zu finden, werden wir auch in Zukunft weiter bauen, obwohl die Baufinanzierung im sozialen Wohnungsbau immer schwieriger wird. Für Spenden, ohne die unsere Projekte nicht realisierbar wären, sind wir deshalb immer dankbar.



*Bezug 1987, 5 Wohneinheiten*



*Bezug 1988, 8 Wohneinheiten*



*Bezug 1992, 13 Wohneinheiten*



*Bezug 1994, 3 Wohneinheiten*



*Bezug 1998, 14 Wohneinheiten*



*Bezug 1999, 8 Wohneinheiten*



*Bezug 2000, 15 Wohneinheiten*



*Bezug 2001, 10 Wohneinheiten*



*Bezug 2004, 7 Wohneinheiten*



*Bezug 2005, 15 Wohneinheiten*



*Bezug 2007, 10 Wohneinheiten*



*Bezug 2008, 7 Wohneinheiten*

## Ursprünge des Projekts

In der Bad Cannstatter Altstadt sind verschiedene soziale Randgruppen in der Öffentlichkeit anzutreffen. Menschen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten, wie Arbeitslosigkeit, Wohnungslosigkeit und Sucht sowie Menschen mit psychischen Auffälligkeiten oder Erkrankungen nutzen verschiedene Plätze als täglichen Treffpunkt. Dies sind im wesentlichen der Vorplatz am Bahnhof, der Eingang zur Bad Cannstatter Marktstraße und Fußgängerzone sowie ein schattiges Plätzchen am Neckar neben dem Parkhaus Mühlgrün. Die Anzahl der Personen an den verschiedenen Plätzen schwankt nach Uhrzeit, Jahreszeit und Wetter.

Im Zusammenhang mit diesen Treffpunkten wurde 2002/2003 von Verschmutzungen der Altstadt, tätlichen Auseinandersetzungen und Pöbeleien, die von diesen Randgruppen ausgehen, berichtet. Insbesondere der örtliche Handels- und Gewerbeverein hielt diese Situation für nicht mehr zumutbar und verlangte eine konkrete Lösungsstrategie.

Um diesem Problem mit sozialen Randgruppen in der Bad Cannstatter Altstadt zu begegnen, beschäftigt sich seit März 2003 ein »Runder Tisch« mit diesem Thema. Hierbei treffen sich Vertreterinnen und Vertreter der verschiedenen sozialen

Dienste und Einrichtungen: Ambulante Hilfe e.V., Sozialpsychiatrischer Dienst Bad Cannstatt und Wohnungsnotfallhilfe der Stadt Stuttgart, Handel – und Gewerbeverein, Polizei, Amt für öffentliche Ordnung, Jugendamt, Sozialamt, eine Gemeinderätin der Stadt Stuttgart und eine Bezirksbeirätin von Bad Cannstatt.

Der »Runde Tisch« stimmte dem Vorschlag der Ambulante Hilfe e.V., des Sozialpsychiatrischen Dienstes und der Wohnungsnotfallhilfe Stuttgart in der Sitzung vom 19.09.03 zu, dass in Bad Cannstatt Straßensozialarbeit mit einer fachbereichsübergreifenden Konzeption entwickelt und installiert werden soll.

Besonders zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, dass eine integrative Lösungsstrategie von allen Beteiligten verfolgt und Vertreibung bzw. Ausgrenzung von den angesprochenen Personengruppen vermieden werden soll.

Zur Förderung des Projekts wurde im Frühjahr 2004 ein Antrag bei Aktion Mensch eingereicht – der dann Anfang 2005 von Aktion Mensch für 3 Jahre bewilligt wurde. Aktion Mensch trägt 70% der gedeckelten Kosten, die restlichen 30 % müssen durch Eigenmittel der Träger Ambulante Hilfe e.V. und Caritas sowie über Spenden, finanziert werden.

Als Zielgruppe für dieses Projekt wurden Menschen mit besonderen sozia-

len Schwierigkeiten nach dem § 67 SGB XII und Menschen mit psychischen Auffälligkeiten oder Erkrankungen nach § 53 SGB III definiert.

Ziel dieser Arbeit ist vor allem, eine helfende Beziehung zu den betroffenen Menschen aufzubauen, sie im Bedarfsfall an entsprechende Hilfsangebote – besonders an die Fachberatungsstelle der Ambulante Hilfe e.V. in Bad Cannstatt oder andere zuständigen Beratungsstellen der Wohnungsnotfallhilfe und der Sozialpsychiatrie heranzuführen und sie in ärztliche Versorgung zu vermitteln.

Voraussetzung hierzu ist, dass eine vertrauensvolle Basis durch kontinuierlichen Kontakt aufgebaut wird, die

betroffenen Menschen über diese Hilfsmöglichkeiten zu informieren, sie zu deren Inanspruchnahme motivieren und im Bedarfsfall zu begleiten.

Zwei weitere Aufgaben sind:

Erstens als Ansprechpartner für Cannstatter Bürger und Polizei zur Verfügung zu stehen und bei Bedarf eine vermittelnde Rolle zu übernehmen.

Zweitens als Kooperationspartner für andere Fachberatungsstellen und Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, der Sozialpsychiatrie und ortansässigen Ärzte zu fungieren.

Seit März 2005 sind wir – Iris Schüle (Ambulante Hilfe, 50%) Manuel Borrego Beltran (Caritas, 25%) und Christian Bölli (Caritas, 25%), an drei Tagen



wöchentlich in der Bad Cannstatter Altstadt zwischen 3 und 4 Stunden unterwegs. Praktisch sieht das so aus, dass wir immer zu zweit arbeiten. Fachliche Qualifikationen und berufliche Erfahrungen haben wir in der Arbeit mit Wohnungslosen Menschen, in der Sozialpsychiatrie, dem Gesundheitswesen und der Suchthilfe. Im Laufe unserer Arbeit stellte sich heraus, dass diese Qualifikationen in der alltäglichen Arbeit auf der Straße von großem Vorteil sind. Zu Beginn lagen die Schwerpunkte



unserer Tätigkeit darin, Kontakt zu den verschiedenen Gruppen herzustellen und den Menschen zu vermitteln, worin denn nun genau unsere Arbeit besteht. Indem wir kontinuierlich und verlässlich die Menschen an ihren Treffpunkten aufsuchten und an ihrer ganz persönlichen Geschichte Interesse zeigten, konnten wir langsam auch eine vertrauensvolle Beziehung zu »Stammgästen« aufbauen. Vor allem ganz konkrete, sofortige und unbürokratische Hilfeleistung wie die Organisation einer Notübernachtung, eine Terminvereinbarung mit SozialarbeiterInnen der Ambulante Hilfe oder die Begleitung zum Arzt und Behörden, half uns, dieses Vertrauen zu gewinnen.

### **Arbeitsalltag bei der Straßensozialarbeit**

Als Beispiel unserer Arbeit hier die Schilderung eines »typischen« Streetwork-tages:  
Gegen 10.00 Uhr kommt Manuel Borrego Beltran, mein Kollege vom Caritas, in die Ambulante Hilfe. Hier besprechen wir Vorkommnisse der letzten Tage, bzw. Pläne und Vorgehen für unseren heutigen Arbeitstag auf der Straße: »Müssen wir bestimmte Flyer oder Broschüren mitnehmen, gab es Infos, die wir für unsere Kunden einholen wollten?«



Um 10.30 Uhr machen wir uns auf den Weg. Erstes Ziel ist der Platz vor dem Bahnhof in Bad Cannstatt. Bei unserem Eintreffen sind bereits 8 Männer und eine Frau anwesend. Sie sitzen auf einer Bank im Schatten eines Baumes und unterhalten sich. Herr D. erkundigt sich nach einem Kumpel, der seit einer Woche im Krankenhaus ist. Er möchte ihn besuchen und lässt schon mal Grüße ausrichten, da wir auf unserem Weg durch die Stadt bei ihm im Rot-Kreuz Krankenhaus vorbeischauen wollen. Herr G. – auch ein guter Bekannter, spricht mich an weil er gestern wie-

Um 10.30 Uhr machen wir uns auf den Weg. Erstes Ziel ist der Platz vor dem Bahnhof in Bad Cannstatt. Bei unserem Eintreffen sind bereits 8 Männer und eine Frau anwesend. Sie sitzen auf einer Bank im Schatten eines Baumes und unterhalten sich. Herr D. erkundigt sich nach einem Kumpel, der seit einer Woche im Krankenhaus ist. Er möchte ihn besuchen und lässt schon mal Grüße ausrichten, da wir auf unserem Weg durch die Stadt bei ihm im Rot-Kreuz Krankenhaus vorbeischauen wollen. Herr G. – auch ein guter Bekannter, spricht mich an weil er gestern wie-

beim Schwarzfahren erwischt wurde und nun eine Strafanzeige droht. Er weiß nicht was er jetzt machen soll. Ich empfehle ihm, zur zuständigen Kollegin bei der Ambulanten Hilfe zu gehen und mit ihrer Hilfe eine Ratenzahlung mit der SSB zu vereinbaren. Ansonsten erkundige ich mich ob er sich nicht einen Pass Orange machen lassen will, um in Zukunft solche Anzeigen zu vermeiden, und informiere ihn, dass er mit einer Bonuscard – auf die er Anspruch hat - sehr günstig zu einer Monatsfahrkarte kommen kann. Er bedankt sich und kündigt an, dass er das morgen alles gleich in die Wege leiten will.

Während ich im Gespräch bin, vertieft mein Kollege den Kontakt zu Herrn U.

den wir schon seit den Anfängen unseres Projekts kennen und immer mal wieder am Bahnhof antreffen. Herr U. stand vor einiger Zeit kurz davor, dass in seiner Wohnung Strom und Gas abgestellt wird, weil er die monatlichen Raten an die EnBW nicht mehr bezahlen konnte. Wir vermittelten ihn damals zur Beratung an eine Kollegin der Ambulante Hilfe, die dann im Laufe der letzten Wochen die Probleme abwenden konnte. Herr U. hat sich jetzt vorgenommen, immer gleich das Beratungsangebot der Ambulanten Hilfe in Anspruch zu nehmen, wenn er wieder unangenehme Post bekommen sollte.

Im Laufe der Zeit stößt Herr P. der zur Zeit beim SBR im Gartenbereich



arbeitet und nun Feierabend hat, seine Freundin Frau K. die in der Frauempension wohnt und ein uns bisher unbekannter Mann zu der Gruppe am Bahnhof.

Wir stellen uns dem Neuen – Herr W. - kurz vor und bieten ihm an, dass er sich bei Fragen und Problemen gerne an uns wenden kann. Er legt gleich los, dass er unzufrieden sei mit seiner augenblicklichen Unterkunft – einer betreuten Einrichtung für wohnungslose Menschen und ob wir ihm behilflich sein könnten bei einem Wechsel in eine andere Einrichtung. Wir empfehlen ihm, sich an seinen zuständi-

gen Sozialarbeiter zu wenden und ihm gegenüber seine Wünsche zu äußern. Mit dem Ratschlag scheint er nicht ganz zufrieden zu sein und nimmt zur Sicherheit noch einen Flyer von der Ambulante Hilfe mit.

Kurz bevor wir gehen, erkundigen wir uns noch bei Frau K., deren Finger nach einer Brandverletzung sehr entzündet war, ob sie zum Verbandswechsel bei ihrem Arzt war.

War sie nicht, obwohl sie weiß, dass es dringend nötig wäre. Auf solche und ähnliche Situationen stoßen wir häufig: Menschen mit Verletzungen, entzündeten Wunden, gebrochenen

oder verstauchten Gliedern, Hautausschlägen und offenen Beinen. Warum sie nicht zum Arzt wollen, hat ganz verschiedene Gründe. Manchmal fehlt es an Geld für die Praxisgebühr und nötige Medikamente, manchmal ist es die Angst vor dem Arzt oder den befürchteten Schmerzen, manchmal die Furcht vor einem folgenden Krankenhausaufenthalt und manchmal die Furcht vor den Blicken der »normalen Bürger« im Wartezimmer. So braucht es oft viel Geduld, Einfühlungsvermögen und Überredungskunst oder eben eine 10.- Euro Spende für die Praxisgebühr, um eine kranke Person dazu zu bewegen, sich medizinisch versorgen zu lassen. Selbst dann gelingt es manchmal erst wenn die Schmerzen nicht mehr zu ertragen sind.

Dies scheint auch der Fall zu sein bei Herrn S., einem uns bisher unbekanntem Mann der auf einer Bank liegt und ein Nickerchen macht. Er hat eine tiefe offene Kopfwunde, will aber von einem gemeinsamen Arztbesuch nichts wissen und bittet uns nachdrücklich, ihn in Ruhe zu lassen.

Solche Abwehrhaltungen akzeptieren wir und indem wir das tun, gelingt es uns manchmal nach Wochen oder Monaten, doch einen Kontakt herzustellen und diesen Personen in der ein oder anderen Weise behilflich zu sein.

Nach über einer Stunde Aufenthalt verabschieden wir uns und machen

uns auf den Weg Richtung Marktstraße. Auf dem Weg tauschen wir uns über unsere verschiedenen Gespräche aus und notieren wie viele Menschen wir angetroffen haben und welche Themen aktuell waren. Insgesamt war die Atmosphäre ruhig. Die Menschen die sich hier am Platz aufhalten, kümmern sich darum, dass er nicht vermüllt, dass es nicht zu gewalttätigen Konflikten innerhalb der Gruppe kommt oder dass Passanten angemacht werden. Sie möchten keinen Ärger mit der Polizei oder den Bürgern Bad Cannstatts – um sich ihren Treffpunkt zu erhalten.

An den Bänken vor dem Kaufhof – einem weiteren Treffpunkt – treffen wir keine Personen an. Schon seit mehreren Wochen ist es hier ruhig, nur noch zwei Frauen sind hier relativ regelmäßig anzutreffen. Darum machen wir uns weiter auf den Weg an den Neckar. Dort am Flussufer ist ein kleiner schattiger Park mit Bänken und Tischen – ein weiterer beliebter Treffpunkt, besonders an heißen Tagen.

Hier treffen wir Herrn G.. Schon seit Wochen macht er, nachdem er wegen aggressiven Verhaltens aus einer betreuten Einrichtung für Wohnungslose Menschen geflogen ist, am Flussufer Platte. Herr G. hat keinen Kontakt mehr zu seiner zuständigen Beratungsstelle, ist oft alkoholisiert und schafft es darum nicht, Termine die wir mit ihm und für ihn bei dieser



Beratungsstelle vereinbart haben, einzuhalten. Gleichzeitig ist er sehr frustriert, dass er es nicht schafft, hat genug vom draussen schlafen. In den letzten zwei Wochen trank er nicht mehr so viel, war im Café 72 um sich dort zu duschen und seine Wäsche zu waschen.

Einen Vorstellungstermin in einer anderen betreuten Einrichtung hat er trotzdem sausen lassen. Darum ist Inhalt unseres Gesprächs, ihn zu motivieren und mit ihm neue Perspektiven zu entwickeln. Dass er selbst in die Gänge kommen muss, um diesen Plänen einen Schritt näher zu kommen, ist ihm bewusst.

Ansonsten sind noch 9 weitere Personen anwesend. Frau S. möchte gerne

mit unserem Arbeitshandy ihren Freund in der JVA anrufen, P. und Herr N. haben es sich auf der Wiese gemütlich gemacht und spielen Schach. Herr R. möchte wissen, wie er zu einem kostenlosen Rechtsbeistand kommt.

Herr L. kommt frisch aus der Klinik, er war dort für zehn Tage um sich vom Alkohol zu entgiften.

Er werde ganz bestimmt nicht rückfällig. Er müsste in nächster Zeit einfach zu viel erledigen; Scheidung organisieren, Wohnung auflösen, da müsse er einen klaren Kopf behalten. Die Situation ist entspannt, die Menschen freundlich miteinander im Gespräch.

Auf dem Rückweg besuchen wir Herrn E., im Krankenhaus.



Herr E. ist uns fast seit unserem ersten Arbeitstag Anfang März dieses Jahres bekannt. Wir trafen ihn an einem eiskalten Dienstag morgen beim Bahnhof Cannstatt und sprachen ihn an weil es offensichtlich schien, dass er Platte machte so bepackt mit Schlafsack und Rucksack wie er war. Immer war er freundlich, suchte den Kontakt und erzählte Bruchstücke aus seinem Leben. Ganz offensichtlich schien es ihm gut zu tun, dass regelmäßig Menschen bei ihm vorbei schauten, den Kontakt mit ihm suchten und sich Zeit für ein Gespräch mit ihm nahmen. Seit zwei Jahren macht er jetzt in Cannstatt Platte, selbst im tiefsten Winter war er nicht zu bewegen

in eine Notunterkunft zu gehen oder das Winternotquartier in Anspruch zu nehmen. Jedoch machten wir ihn mit »unserem« Café 72 bekannt und nach einiger Zeit nahm er dort die Dusch- und Waschgelegenheiten wahr, besorgte sich dort als es wärmer wurde auch ein »neues« Outfit. Im Juni bat er uns darum, ihm behilflich zu sein, einen 1,50 Euro-Job für ihn zu suchen. Dafür musste aber allerlei geklärt werden. Aus diesem Grund gab ich ihm Termine in unserer Beratungsstelle. Es konnte erreicht werden, dass Herr E. zur Probe bei einem Tagelöhnerprojekt des SBR mitarbeiten konnte. Dabei handelt es sich um Tätigkeiten im Freien, hauptsächlich die Rein





zu machen. Herr E. lehnte es strikt ab, einen Arzt aufzusuchen. Weder das Angebot, ihn zu begleiten, noch die Überredungskünste seiner Kumpels konnten ihn dazu bringen. Die Situation spitzte sich zu als der Fuß stark zu riechen anfang und Maden auf den Schuhen sichtbar wurden. Jetzt wurden selbst die Kumpels sauer und ließen Herrn E.- auch aufgrund des Geruchs - alleine auf seiner Bank sitzen. Zwölf Tage nach dem ersten Gespräch über einen möglichen Arztbesuch willigte Herr E. dann endlich ein, sich ins Krankenhaus begleiten zu lassen. Aber nur unter der Bedingung, dass wir ihm neue Schuhe besorgen. Seiner Ansicht nach kamen die Tiere nur, weil er gebrauchte Schuhe an hatte und er diese auch längere Zeit im nassen Zustand getragen habe. Diese neuen Schuhe sagte ich ihm gerne zu – und so verabredeten wir uns für den nächsten Tag am Bahnhof, um gemeinsam zum Krankenhaus zu gehen. Meinen Kollegen der Ambulanten Hilfe gegenüber konnte ich gut die Notwendigkeit einer Schuhspende für Herrn E. begründen und ihm dann auch ein Paar besorgen.

Am folgenden Tag war Herr E. pünktlich am Platz. Nachdem er sich ausgiebig von seinen Kumpels verabschiedet und um deren Besuch im Krankenhaus gebeten hat, machten wir uns auf den Weg. Unterwegs wurde offensichtlich, dass Herr E. bereits

starke Schmerzen hatte. Er gab zu, dass er nur aus diesem Grund mitkäme – und dass er festgestellt habe, »dass es statt besser immer schlimmer mit den *Tieren*« geworden sei.

Es war gut, dass wir Herrn E. ins Krankenhaus begleitet haben, denn er wurde nicht gerade mit offenen Armen empfangen, was aufgrund seines Geruchs auch verständlich war. Nach etwas Hin und Her wurde er stationär aufgenommen und mit dem Versprechen, ihn am nächsten Tag zu besuchen, überließen wir ihn den Pflegekräften. Wir befürchteten ein wenig,

dass Herr E. gleich wieder auf eigene Verantwortung das Krankenhaus verlassen würde, unterstellten wir ihm doch, dass er es dort nicht aushalten würde. Aber da hatten wir ihn ordentlich unterschätzt. Am nächsten Tag begrüßte er uns fröhlich und dankbar. Er fühle sich sehr wohl, »wie in einem 4 Sterne Hotel«, das Essen schmecke lecker und er müsse mindestens zwei Wochen stationär behandelt werden. Er war ganz offensichtlich froh, diese Entscheidung getroffen zu haben und schob die Verantwortung seines langen Zögerns seinem »sturen Kopf« zu.



haltung von Parkanlagen. Dies gefiel Herrn E. sehr gut, regelmäßig ging er zum arbeiten, selbst bei Wind und Wetter. Den Kontakt konnten wir weiterhin aufrecht erhalten, denn Herr E. kam weiterhin zum Bahnhof um seine Freunde dort zu treffen.

Vor etwa drei Wochen bemerkte mein Kollege, dass Herr E. ein geschwollenes und rotes Bein hatte. Darauf angesprochen reagierte Herr E. zum ersten Mal auffallend ablehnend. Es sei nichts, was er nicht selber wieder hinbekommen würde. Im Laufe der nächsten Tage war abzusehen, dass das Bein nicht besser sondern schlimmer wurde. Doch es war nichts

Die Ambulante Hilfe bietet neben der Beratung in den beiden Fachberatungsstellen seit 2000 persönliche Hilfe im Individualwohnraum im Rahmen des Betreuten Wohnens nach § 67 SGB XII an.

Insgesamt hat die Ambulante Hilfe die Möglichkeit, bis zu 28 Personen (7 Personen in der Frauenberatungsstelle und 21 in der Regionalen Fachberatungsstelle) im Rahmen dieser Hilfeform zu betreuen.

Voraussetzung für die Aufnahme in das Betreute Wohnen der Ambulanten Hilfe e. V. ist das Vorhandensein von Individualwohnraum, das heißt, dass der/die Betroffene über eine Wohnung verfügt. Dies kann sowohl eine auf dem allgemeinen Wohnungsmarkt angemietete Wohnung, eine Sozialwohnung der Ambulanten Hilfe oder eines anderen Sozialwohnungsträgers oder auch eine städtische Fürsorgeunterkunft sein. Eine weitere Voraussetzung ist, dass der Hilfesuchende soziale Schwierigkeiten im Sinne des § 67 SGB XII hat, die es gilt, im Rahmen des Betreuten Wohnens zu überwinden.

Hierzu ist vor Beginn der Maßnahme ein anspruchsbegründender Bericht an das zuständige Sozialamt notwendig, in dem einerseits die momentane Lebenssituation des/der Betroffenen mitsamt den bestehenden Schwierigkeiten und Problemen dargestellt wird und andererseits die angestreb-

ten Ziele in Verbindung mit konkreten Maßnahmen benannt werden.

Diese Hilfe ist grundsätzlich befristet und an eine Kostenverpflichtung des Sozialamtes gebunden, die in der Regel zunächst für ein Jahr ausgestellt wird. Sollten die Schwierigkeiten nach Ablauf des Jahres weiterbestehen und weitere Veränderungs- und Entwicklungsmöglichkeiten des/der Betroffenen vorhanden sein, so ist eine Verlängerung der Maßnahme um weitere 6 Monate möglich.

Konzeptionell ist für uns wichtig, dass, auch wenn es sich um eine Wohnung der Ambulanten Hilfe handelt, die Funktionen der Vermietung und der Betreuung getrennt und unabhängig voneinander sind. Für uns stellt dieses Angebot des Betreuten Wohnens eine wichtige Erweiterung unserer Handlungsmöglichkeiten in verschiedene Richtungen dar:

- Sie ist eine sehr gute Möglichkeit bei Bezug von Individualwohnraum, die damit verbundenen Schwierigkeiten anzugehen und die Person in dieser für sie neuen Situation und Umgebung solange zu begleiten, wie es wichtig und notwendig ist. Viele Probleme tauchen erst wieder bei einer polizeilichen Anmeldung auf, z. B. weil ehemalige Gläubiger nun wieder Zugriffsmöglichkeiten auf den Schuldner haben. Auch bei der Haushaltsführung mangelt es oft an Fähigkeiten bei

Klienten, die bisher nie selbst einen Haushalt geführt haben, z. B. wie wird eine Waschmaschine bedient. Oder manchem Klienten, der vorher auf der Straße gelebt hat, fällt im wahren Sinn zunächst die Decke auf den Kopf, bis er sich daran gewöhnt, dass er selbst seinen Tagesablauf regeln muss. Hier kann durch regelmäßigen sozialarbeiterischen Kontakt vieles bewirkt werden.

- für Personen, die sich noch in ihrer eigenen Wohnung befinden, diese

aber aufgrund von z.B. Mietschulden, Kündigung oder Räumungsklage gefährdet ist, stellt das Betreute Wohnen im Sinne der Prävention eine geeignete Möglichkeit dar, diesen Schwierigkeiten zu begegnen und den Wohnraum eventuell noch zu sichern und einen Wohnungsverlust zu vermeiden.

- bei bereits älteren oder bei stärker abgebauten Personen z. B. aufgrund von Alkoholmissbrauch ist die Form des Betreuten Wohnens mit ihren





vielfältigen Unterstützungsmöglichkeiten manchmal die einzige Chance, eine stationäre und damit wesentlich teurere Unterbringung zu verzögern und sie mit dieser Unterstützung in ihrer Wohnung noch eine gewisse Zeit belassen zu können.

### **Betreutes Wohnen für Frauen**

Die Ambulante Hilfe e. V. ist Trägerin der Zentralen Frauenberatung (ZFB) in Kooperation mit dem Caritasverband Stuttgart e.V. und der Evangelischen Gesellschaft e.V.

Die ZFB ist eine Fachberatungsstelle, die Frauen in Wohnungsnot zur Seite steht und berät. Durch besondere Angebote in der Wohnungsnotfallhilfe werden die geschlechtsspezifischen Bedarfslagen der Frauen berücksichtigt. Der Ausbau von frauengerechteren Hilfemaßnahmen führte 2001 zur Erweiterung der Fachberatungsstelle mit dem Angebot: Persönliche Hilfen für 7 Frauen im Individualwohnraum. Zur Zeit werden im Betreuten Wohnen der Frauenberatungsstelle fünf Frauen und ein Paar begleitet.

Zu Beginn einer Aufnahme ins Betreute Wohnen steht die Kontaktaufnahme, sei es durch ein Gespräch in der Beratungsstelle oder bei einem Hausbesuch. Im anspruchsbegründenden Bericht wird die Situation der Frau detailliert beschrieben und werden Ziele formuliert, die die Bewilligungsgrundlage für die SachbearbeiterIn beim Sozialamt sind. Der Bericht wird gemeinsam von der betroffenen Frau und der betreuenden Sozialarbeiterin

erstellt. In den meisten Fällen werden inzwischen auch im Bereich des Betreuten Wohnens (entsprechend dem Aufnahmeverfahren in teil- oder vollstationäre Einrichtungen) Hilfekonferenzen abgehalten. Das bedeutet, die Vertreterin des Sozialamtes setzt sich mit der Hilfesuchenden und der betreuenden Sozialarbeiterin an einen Tisch und erörtert den zuvor erstellten Sozialbericht. So werden von den Beteiligten gemeinsam die konkreten Ziele festgelegt.

Ich bin ein Guter.

### **Ohne Spenden können wir nicht helfen!**

Ein Päckchen wird in der Regionalen Fachberatungsstelle der Ambulanten Hilfe e.V. abgegeben. Darin befinden sich ein Paar selbstgestrickte Socken und eine handgeschriebene Karte. Auf der Karte steht, dass wir die Socken einem Obdachlosen geben sollen, damit dieser im Winter nicht friert. Die Socken bekommt Georg. Er freut sich gleich zweifach. Erstens über warme Füße und zweitens, weil er merkt, dass die Socken handgestrickt sind, also extra ein Mensch für ihn mehrere Stunden gearbeitet hat, nur damit er warme Füße hat. Diese Form der Zuwendung gibt es normal nur von der eigenen Mutter oder Oma. Gewärmt werden nicht nur die Füße, sondern die Seele und das Herz gleich mit. Georg ist aufrichtig dankbar. Wir auch.

Immer wieder erfahren wir in unserer Arbeit, dass Menschen sich für die Schwächsten in unserer Gesellschaft einsetzen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten helfen. Dies kann durchaus in Form von Socken und anderen Sachspenden geschehen.

Immer wichtiger wird für uns auch die Unterstützung unserer Arbeit durch Geldspenden. Unseren bisherigen Spendern möchten wir an dieser Stelle im Namen der Menschen, für die wir

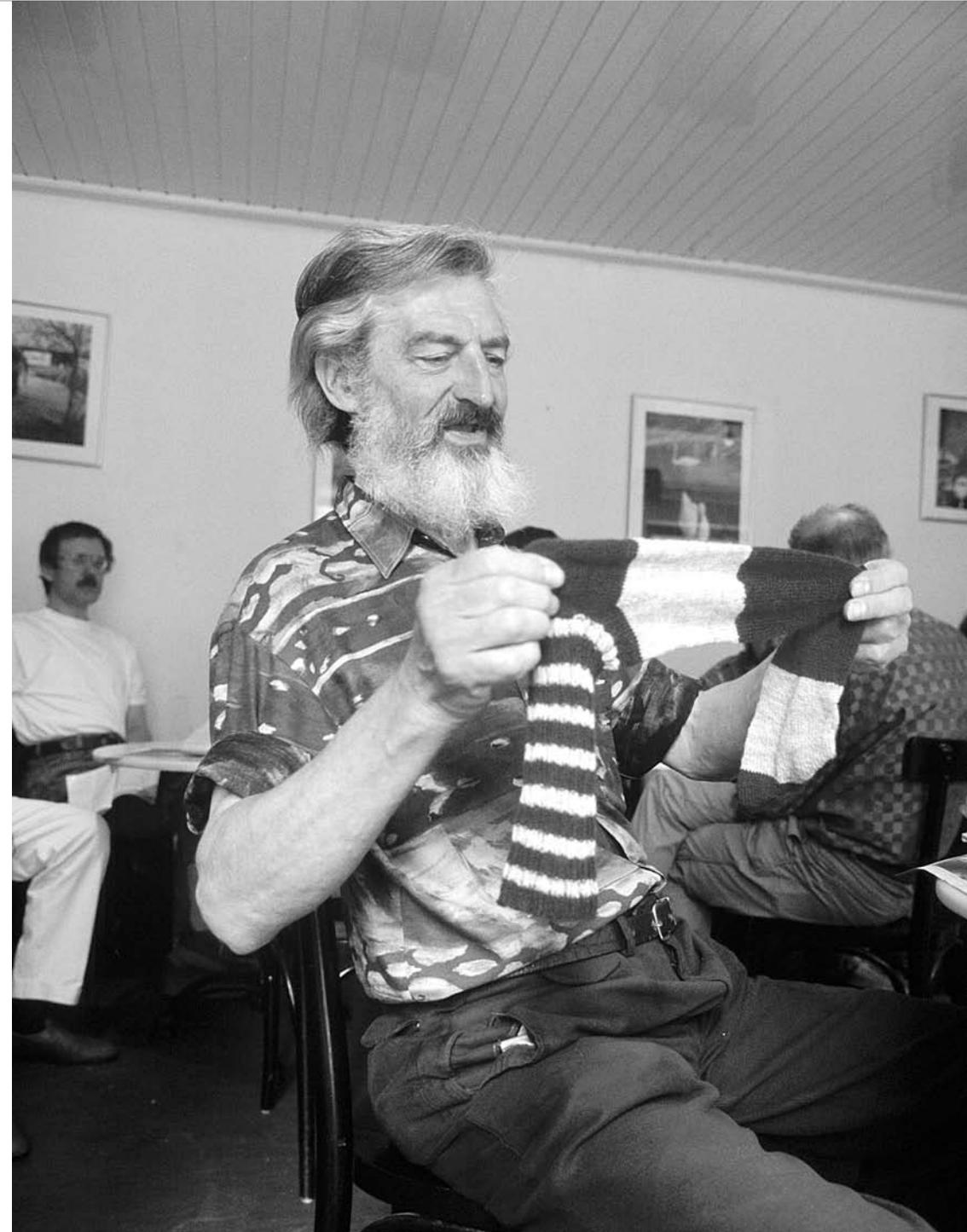
arbeiten, noch einmal ganz besonders herzlich danken. Ohne regelmäßige Zuwendungen könnten wir unsere Hilfsangebote nicht aufrechterhalten. Ganz besonders trifft dies auch auf unsere Bauprojekte zu. Wohnungslosigkeit lässt sich am besten durch Wohnungsangebote bekämpfen. Deswegen versuchen wir immer wieder neue Sozialwohnungen zu bauen um sie an die Chancenlosen zu vermieten. Und für jedes Bauprojekt brauchen wir als Eigenkapital zunächst einen Sockelbetrag, den wir i.d.R. nur aus Spenden finanzieren können.

### **Einem Wohnungslosen eine Wohnung zu geben, ist wie einem Hungrigen das Fischen beizubringen.**

Eine Hilfe, die den Notstand grundlegend beseitigt. Spender, die unsere Bauprojekte unterstützt haben, berichten uns oft von einem befriedigenden Gefühl, das Sie haben, wenn sie das fertige Gebäude sehen, mit den glücklichen Bewohnern, denen sie zu einem Obdach verholfen haben. Jeder Euro Spende wird hier sichtbar in Mauersteinen, Türzargen und Gebäudesockeln. Dauerhafte Hilfe, die ankommt!!!

Deswegen: bitte unterstützen Sie uns weiter mit Socken und Sockeln!

**Spendenkonto: 120 000 bei der Sparda-Bank Stgt BLZ: 60090800.**





Antje Schwandt



Birgit Ehret-Bresing



Willi Schraffenberger



Diana Neugebauer



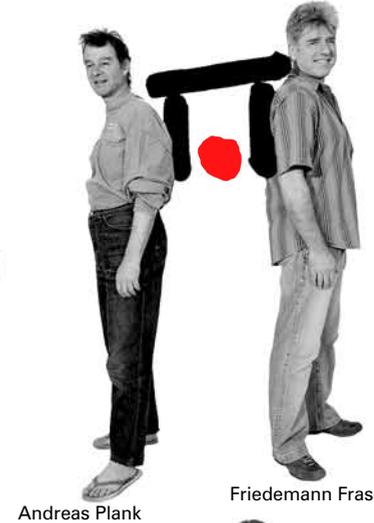
Silke Lang-Schiefer



Maria Hassemer-Kraus



Iris Schüle



Andreas Plank

Friedemann Frasch



Manfred E. Neumann



Markus Tröster



Martina Eberle



Angelika Brautmeier



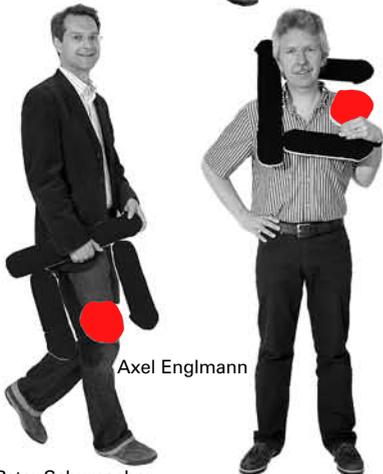
Renate Mausner



Miriam Schiefelbein-Beck



Beate Wagner



Axel Engmann



Michael Knecht



Iris Brüning

Martina Daum



Manuela Haussmann



Marga Luikart



Gabriele Abele



Lotta Bürohund

